

XX $\frac{244}{19}$ 1-12 14-24 2m
Proletarier aller Länder, vereinigt euch!

Н. С. Д. С. Н.

Unsere Wirtschaft

Organ der Kooperativen Beratung der ASRR der Wolgadeutschen.

Illustrierte Halbmonatschrift

zur Aufklärung der Landbevölkerung in Land- und Wirtschaftsfragen,
sowie in Wissenschaft, Kultur und Technik.

Erscheint zweimal monatlich.

Nummer 24.

Pokrowsk, 31. Dezember 1924.

Jahrgang 3.



Genosse Rykow in Pokrowsk.

„У н з е р е В и р т ш а ф т“

двухнедельный журнал

Organ Кооперативного Сопещания Обнома РКП (б.) АССР немцев Новолжья.

Адрес редакции: Покровск, Коммунарная площадь № 4.

Inhaltsverzeichnis.

	Seite
Zum neuen Jahr. Von F. D.	721
Politische Rundschau	723
Wirtschaft und Wissen:	
Unser örtliches Budget Von M. N. (Schluß.)	725
Die landwirtschaftliche Kooperation in unserer Republik. Nach den Materialien des Plenums des Gebiets-Komitees der RKP (r.) (Schluß)	728
Die Aufklärungsarbeit in den Verhältnissen des Mißjahrs Von Chr. Delberg. (Schluß)	730
Zur Frage des ersten Lese- und Schreibunterrichts. Von Fr. Bach. (Schluß.)	732
Gen. Lenin über die Bauernschaft.	736
Landwirtschaft:	
Der Kampf mit der Dürre und die Hackfrüchte. Von A. Kubarewa, Agronom. (Schluß.)	739
Unsere Aufgabe für den Winter im Kampf gegen die Mißernie Von A. Freimann.	740
Der Noh, die Geißel der Pferdezuht. Von E. Rapoport, Veterinärarzt. (Schluß)	742
Was für Nutzen bringt der Wald?	744
Praktische Ratschläge.	744
Kultur und Leben:	
Dem Licht entgegen. Von Fr. Strom. (Schluß.)	745
Organe und Allertumsfunde in der Vorstellung der wolga- deutschen Bauern. Von P. Rau. (Schluß)	749
Gegen den Strom. Erzählung von Walter Born. (Fortsetzung)	751
Beilage: Naturbilder aus unserem Gebiet.	
Lady. Skizze von P. Sinner.	85
Miezchens Los. Von L. B	86

U n s e r e W i r t s c h a f t

Illustrierte Halbmonatsschrift

zur Aufklärung der Landbevölkerung in Land- und Wirtschaftsfragen,
sowie in Wissenschaft, Kultur und Technik.

Erscheint zweimal monatlich.

Bezugspreis:		Anzeigen:	
Für einen Monat mit Uebersendung . . .	60 Kop. in Gold.	Die Petit-Zeile oder deren Raum . . .	25 Kop. in Gold.
Vierteljährlich	1 Rubl. 25 "	Fürs Ausland	15 Cents
Fürs Ausland für 6 Monate	3 Dollar.		

Nummer 24.

Botrowst, 31. Dezember 1924.

Jahrgang 3.

Zum neuen Jahr.

(К НОВОМУ ГОДУ.)

Von F. S.

Das alte Jahr ist um. Beim Abschluß der politischen Buchhaltung muß man sagen, daß das verfllossene Jahr reich an Ereignissen und lehrreich an Erfahrungen war. Seit dem Bestehen unseres proletarischen Staates war es das erste Jahr, in dem unsere völkerrechtlichen Beziehungen eine breite, tatsächliche Unterlage erhielten. Und zwar erfolgten die Anerkennungen gleichzeitig als Anerkennungen unseres sozialistischen Staatswesens.

Indem wir diese Tatsache hervorheben, stellen wir gleichzeitig fest, daß die Erfolge auf der diplomatischen Front naturnotwendigerweise eintreten mußten. Sie beruhen auf den Erfolgen an der inneren Front, auf dem Kampfsplatz des Aufbaus. Fern bleibe sogar der Schatten einer eiteln Einbildung oder billigen Hoffnung! Lassen wir die Tatsachen sprechen! Die Sprache der Tatsachen ist überzeugender als die schwungvollste Schönrednerci.

Im Jahre 1924 brachten wir die Geldreform endgültig unter's Dach. Dieser graue Saß ist die umfangreichste Tat des zu Ende gehenden Jahres, die Tat, die wir unbedingt in den Vordergrund rücken müssen. Die Geldreform ist an und für sich der Gradmesser unserer wirtschaftlichen Lebensfähigkeit. Sie bedeutet nicht nur, daß unser Staat über soviel Gold, Silber und Wertgegenstände verfügt, die die ausgegebenen Geldzeichen wert-

beständig machen; sie stellt vielmehr die Tatsache des wirtschaftlichen Aufschwungs und des verhältnismäßigen Gleichgewichts zwischen Landwirtschaft und Industrie, und ferner das Gleichgewicht zwischen Staatseinnahmen und Ausgaben dar. Die Bedeutung dieser Errungenschaft ist umso größer, als sie nach einer langen Reihe von schweren Jahren des Bürgerkrieges, des Hungers, der Missernte usw. eingetreten ist. Man muß dazu in Erwägung ziehen, daß die sich äußerlich in viel günstigeren Verhältnissen befindenden Staaten, ja sogar die Siegerstaaten, wie Frankreich, Italien usw. einen Daseinskampf um ihre Geldwährung führen, und zwar ohne bleibenden Erfolg.

Der Ubergang vom „Druckerzinsitem“ auf wertbeständiges Geld ist auch für die Zukunft das Unterpfand des gesunden und immer kräftiger werdenden Wachstums der Wirtschaftskräfte.

Und in der Tat! Die Bergauflinie stieg in diesem Jahr sogar in der Landwirtschaft. Der Gesamtertrag der Getreideernte ist zwar gegen 90 Millionen Rubl geringer gewesen als im Jahre 1923. Mögen die Folgen dieser Missernte für unsere Republik auch noch so schwer sein, sie sind doch viel geringer als in einem bourgeois Lande. Hier kommt selbstverständlich in erster Linie in Betracht, daß die Staatshilfe die Schärfe der Not ganz bedeutend abgestumpft hat, ferner der Umstand.

daß die Aussaatfläche nicht nur erhalten blieb, sondern sogar ausgedehnt wurde. Das verfloßene Jahr war für die Landwirtschaft überall auf der ganzen Welt sehr ungünstig. Die Mißernte hat allen landwirtschaftlichen Staaten ihren Stempel aufgedrückt. Dazu war die Frage der sogenannten Scheren eine Welterscheinung. Nun hat die Mißernte die Getreidepreise auf dem Weltmarkt erhöht und dadurch die wirtschaftlichen Scheren etwas geschlossen. Aber die sozialen Scheren haben sich unter der Dorbevölkerung noch mehr geöffnet: Durch die Mißernte sind nämlich die weniger kapitalkräftigen Wirtschaften nicht mehr in der Lage, ihre Aussaat zu erneuern, und vergrößern daher als arbeitslose Tagelöhner den ohnehin schon überfüllten Arbeitsmarkt noch mehr. Diese Tatsache dürfen wir niemals außer acht lassen, wenn wir unsere eigene schwere Lage betrachten. Die Staatshilfe hat es bei uns einem jeden Landwirt ermöglicht, sein Dasein und Bauerntum aufrechtzuerhalten; denn der proletarische Staat hat am Erstarken der Bauernschaft ein großes Interesse. Die Staatshilfe an die notleidende Bauernschaft beträgt 70 Millionen Mbl. in einer Zeit, da sich der Jahresgewinn der gesamten Industrie auf ungefähr 40 Millionen Mbl. beläuft.

Mit der Entwicklung der Landwirtschaft hält die Entwicklung der Industrie Schritt. Wir produzierten z. B. im Jahre 1922 nur 20 Proz. dessen, was in der Vorkriegszeit produziert wurde. Die industrielle Produktion stieg demgegenüber im Jahre 1924 auf mehr als 50 Proz. der Vorkriegsproduktion im Durchschnitt. Das Schwergewicht all dieser Errungenschaften liegt nicht darin, daß sie himmelstürmend groß, sondern darin, daß sie Ergebnisse unserer eigenen, selbstständigen Betätigung sind, daß sie ohne jegliche fremde Hilfe erzielt wurden und daß ihre Linie immer nach oben geht.

Wenn man den Blick jenseits der Grenzen wirft, so nehmen unsere Errungenschaften eine noch bedeutendere Gestaltung an. Die Zusammenhänge, die unser Wachstum ermöglichen und beschleunigen, fehlen dort vollständig. Obzwar die äußeren Bedingungen sichtbar überall auf der Welt günstiger waren, als bei uns in dem Sinne, daß der dreijährige offene Bürgerkrieg und die Blockade in den bourgeoisen Ländern fehlten, geht das Wachstum und die Entwicklung bei weitem nicht so schnell vorwärts wie bei

uns. Es ist offensichtlich, daß unsere bescheidenen aber immer mehr zunehmenden Erfolge einzig und allein der besonderen proletarisch-kommunistischen Gestaltung des Staates entspringen. Gegenseitiges Vertrauen und gegenseitige Unterstützung sind bei uns zwischen den grundlegenden werktätigen Klassen, zwischen Arbeitern und Bauern, ferner zwischen allen Nationalitäten des unermesslichen Bundes Lebensregel und Inhalt geworden. Diese und nur diese Grundlage ermöglicht die Entfaltung jener Kräfte, ohne die die Wiederherstellung der Wirtschaft und der sozialistische Aufbau unmöglich sind. Und diese Grundlage bleibt auch für die Zukunft der Mittelpunkt einer jeglichen Betätigung.

Diese unsere Eigenart in der Politik und dem sozialen Leben ist unerreichbar für die ganze übrige Welt, solange ihr Fundament nicht bis auf den letzten Stein umgeändert wird. Jenseits der Grenzen betreffen alle Anstrengungen einer sogenannten „Gejundung“ und Wiederherstellung die Aufrechterhaltung der unumschränkten Herrschaft der Bourgeoisie. Blut, Lug und Trug sind die Wegweiser dieser Anstrengungen; immer zunehmende Unzufriedenheit aller Werktätigen und verhüllter Bürgerkrieg sind ihre Reisegefährten. Es soll genügen, hier nur flüchtig auf die allerletzten Ereignisse hinzuweisen. Was sehen wir hier? Das verdawefierte Deutschland und seine Ruchthauswahlen, das politische Karussell der Deutschland ausverkaufenden Parteien, Estland und seine Henkerherrschaft, England und seine „Sinowjewbriefe“, Ägypten, Sudan und die übrigen Kolonien, das zerstückelte China, Polen und Rumänien, wo die Bauernschaft eine offene revolutionäre Sprache zu führen im Begriffe ist. Je weiter, desto tiefer werden die Wunden des Weltkrieges. Es ist durchaus nicht dem Zufall zuzuschreiben, daß das Jahr 1924 all diese Dinge zeitigte. In der Geschichte und in der Politik gibt es keinen Zufall, sondern nur einen gesetzmäßigen, allgemeinen Gang der Dinge. Wie die Voraussetzungen, so die Folgen.

Bei ihnen, jenseits der Grenze, sind die Voraussetzungen so, daß der erbitterte Klassenkampf und der Niedergang der Wirtschaft die Folgen sein müssen. Die Grundlage, auf der unser Leben beruht, ist eben kommunistisch; unsere Erfolge entstehen nicht durch Ausbeutung, sondern gedeihen infolge des Zusammenschlusses

der beiden werktätigen Klassen. Es sind zwei grundverschiedene Welt'n, und grundverschieden ist auch ihre Betätigung und das Ergebnis dieser Betätigung.

Wir wünschen uns kein „Profit Neujahr“, wir machen uns ein glückliches neues Jahr. Die vergangenen sieben Jahre haben wir auch selbst gemacht!



Politische Rundschau.

(Политическое обозрение.)

Die imperialistische Politik der sogenannten Großstaaten, die im Jahr 1914 zum Weltkrieg führte, wird eifrig fortgesetzt. Die neue englische Regierung der Großkapitalisten und Großgrundbesitzer fühlt sich berufen, in dieser Hinsicht mit „gutem“ Beispiel voranzugehen. Ägypten, Persien und Sudan zeugen davon, daß diese Regierung nicht nur die Kolonialvölker, sondern auch die eigenen Arbeiter den Interessen einer einzigen Baumwoll- oder Naphthakompagnie zu opfern gewillt ist. Und damit die andern großen Räuber das Maul halten, wird ihnen ein anderes Kolonialvölkchen in den Machen geworfen. So versuchte die englische Regierung, durch die Reise des neuen Außenministers Chamberlain eine Verständigung mit Frankreich und Italien über die Kolonialfragen nach dem Prinzip „wie du mir, so ich dir“ herzustellen. In Ägypten hat die englische Regierung ihr Ziel vollständig erreicht. Der Versuch der völligen Knechtung und Gleichstellung Ägyptens mit den andern englischen Kolonien wird nicht lange ausbleiben. In Persien hingegen glückte das Abenteuer der englischen Regierung nicht. Die persische Regierung trat sehr energisch gegen den englischen Günstling auf. Die Ausständischen sind nun vollständig besiegt, und die Bevölkerung des aufständischen Fürsten begrüßte den Siegeszug der Regierungstruppen mit großem Jubel. Aber es wäre weit gefehlt, wenn wir annehmen wollten, daß die englische Regierung sich in Bezug auf Persien nun beruhigen werde, da die Bevölkerung ihr Wort gesprochen hat. So leicht geben sich die „Beschützer und Befreier“ der kleinen Völkerschaften nicht zufrieden. Diese Völkerschaften sind eben klein und brauchen einen Beschützer, einen Vormund; denn die unmündigen Kleinen können sich leicht irren und ins Verderben geraten. Deshalb wird auch die

englische Regierung jede Gelegenheit wahrnehmen, um die persische Bevölkerung von ihrem Unrecht zu überzeugen.

Dieses sehen wir auch in China. Obgleich die Chinesen kein so kleines Volk sind, so versucht man doch, es zu bevormunden. Und das sehr hartnäckig. Von den früheren Versuchen schrieben wir schon in den früheren Nummern unserer Zeitschrift. Aber alle diese freundschaftlichen Bevormundungsversuche wurden höflichst abgelehnt. Nun haben wir einen neuen Versuch, China endgültig unter das Joch der Welträuber zu bringen. Natürlich kann das revolutionäre, aber sehr zerstückelte und in finanzieller Hinsicht von den Staaten abhängige China als Staatsganzes nur schwachen Widerstand leisten; aber desto revolutionärer sind die Volksmassen, die durch jedes Zeichen dessen, daß sie nicht ebenbürtig sind, gereizt und aufgeregt werden. Eine solche Aufregung rief die kollektive Note aller imperialistischen Staaten hervor, die von dem chinesischen Volk die Anerkennung aller räuberischen Verträge für die Anerkennung der neuen chinesischen Regierung de jure verlangt.

Und wieder ist es der Gegensatz zwischen der Politik des Rätebundes und der Politik der imperialistischen Staaten, der die Aufregung der Chinesen noch vermehrt.

Nach den in unserer vorigen Rundschau veröffentlichten Ergebnissen der deutschen Reichstagswahlen ist es für die Bourgeoisie sehr schwer, eine neue Regierung zu bilden. Nicht daß die Bildung einer monarchistischen Regierung bei dem sozialdemokratischen Reichspräsidenten die größten Schwierigkeiten bereite, sondern daß sich die bourgeoisien Parteien darüber nicht einigen können, wer den

Dawesplan ausführen soll; denn mit der Ausführung dieses Planes sind verschiedene Vorzüge verknüpft, deren keine Partei gern verlustig gehen möchte.

Die Mehrheit im Reichstag kann durch zwei Vereinigungen der bürgerlichen Parteien hergestellt werden. In den Rechtsblock würden folgende Parteien eingehen: Die Nationalisten, die deutsche Volkspartei (Stines), das Zentrum und die Demokraten. Bei einem Linksblock würden die Nationalisten am rechten Flügel wegfallen und die Sozialdemokraten am linken hinzukommen. In beiden Vereinigungen ist der Bourgeoisie die Herrschaft gesichert. Im Rechtsblock werden bei der Erfüllung des Dawesplans die Interessen der Großgrundbesitzer und der Schwerindustrie mehr in Rücksicht genommen, und umgekehrt wird der Linksblock die Interessen der leichten Industrie vertreten. Stresemann, der sich, wie es scheint, auf den Rechtsblock stützen sollte, hat die Bildung der Regierung abgelehnt; denn die beiden linken Parteien des gedachten Rechtsblocks, das Zentrum und die Demokraten, sprachen sich entschieden gegen diesen Rechtsblock aus. So bewegt sich die deutsche Bourgeoisie im Bannkreise des Dawesplanes und findet keinen Ausweg. Der einzig richtige Ausweg, den die Partei der Arbeiter, die Kommunistische, zeigt, nämlich die Losung vom Dawesplan und die Zusammenarbeit mit dem SSSR ist für die Kapitalisten nicht annehmbar.

Der sozialdemokratische Reichspräsident Deutschlands ist eben daran, seine kapitalistische Ehre vor dem bourgeoisen Gericht zu retten. Er wurde nämlich angeschuldigt, im Jahre 1918 einem Arbeiterstreik auf den Munitionsfabriken Vorschub geleistet zu haben. Nun ist der gute Mann bemüht, zu beweisen, daß er in das Streikkomitee nur deshalb eintrat, um dem Streik ein schnelles Ende zu bereiten, und zeigt alle seine Dankesbriefe vor, die er von verschiedenen Häkern der Arbeiterklasse in damaliger Zeit bekam. Unnötige Liebesmühe! Die Bourgeoisie wird doch nur das glauben, was ihr Nutzen bringt, und die Arbeiterklasse weiß auch ohnehin, daß Fritz Ebert ein Agent der Bourgeoisie ist. Welch ein Unterschied zwischen diesem

Speichellecker der Bourgeoisie und den estnischen Arbeitern, die es sich zur Schande rechnen, dem bürgerlichen Gericht irgendwelche Antwort zu geben, wogegen Ebert aus der Haut kriecht, um den Kapitalisten zu beweisen, daß er ihnen freundschaftlich gesinnt ist. Und wer den Kapitalisten freundschaftlich gesinnt ist, wie muß der sich zum Proletariat verhalten? Nur feindselig.

Und das beweist auch die ganze Gerichtsverhandlung.

Im Zusammenhang mit der Anerkennung des Rätebundes vonseiten Frankreichs steht die Kommunistenhetze, die von der rechten Presse in Frankreich eingeleitet wurde. Nicht nur, daß die ausländischen Arbeiter verfolgt und ausgewiesen werden, sondern auch die einheimischen sind in der freien Entfaltung ihrer Tätigkeit gehemmt. Es wiederholt sich dasselbe Bild wie überall. Ist eine Regierung gezwungen, auch gegen ihren Willen mit dem Rätebund Verhandlungen anzuknüpfen, so müssen die Kommunisten den Aerger der äußersten Faschisten ausstehen. Wir erblicken in all dem nur den Versuch der Rechten, in Frankreich die Abschließung eines Vertrags ebenso zu verhindern, wie das in England durch die gefälschten Briefe und ähnliche Mittelchen verhindert wurde.

Die bourgeoisen Regierungsparteien waren genötigt, den Gen. Sadoul zu amnestieren. Gleichzeitig sprach man sich gegen die Amnestie Guilbeaux (sprich Gilboh) aus. Sadoul befindet sich schon in den Händen der Regierung, während Guilbeaux sich noch in der Freiheit befindet. Wir sind der Ueberzeugung, daß die Bourgeoisie ungeachtet all ihres Lärms, sich doch nicht unterstehen würde, das Gerichtsurteil in Erfüllung zu bringen.

Und je mehr die Bourgeoisie der verschiedenen kapitalistischen Staaten den Arbeitern nachgeben muß, desto größer wird das Geschrei gegen den Rätebund. Der ehemalige Sozialist und ehemalige Präsident der französischen Republik Millaud hielt dieser Tage eine sehr sowjetfeindliche Rede, die für den Nationalen Block, d. h. die Faschisten Frankreichs, das Ziel aufstellte, Herriot zu stürzen, weil er Sowjetrußland anerkennt hat. Es wiederholt sich dasselbe Bild wie in England.





Unser örtliches Budget.

(Наш местный бюджет.)

Von M. R.

(Schluß.)

Weiter oben wurde gesagt, daß das Budget des Jahres 1923/24 unter besseren Verhältnissen aufgebaut und ausgeführt werden konnte als das des Jahre 1922/23. Diese Verhältnisse waren aber noch lange keine guten, normalen, und das trat auch, wie wir aus der angeführten Tabelle ersehen können, bei der tatsächlichen Ausführung des Budgets zutage. In Bezug auf die Einnahmen blieben 24 Proz. und in Bezug auf die Ausgaben 30 Proz. unausgeführt.

Was war die Ursache? Daß die Einnahmen höher angeschlagen wurden, erklärt sich daraus, daß die örtlichen Quellen und Möglichkeiten infolge des damaligen schwachen Finanzapparats nicht genau festgestellt werden konnten und daß die örtlichen und zentralen Organe bestrebt waren, die Auslagen nach Möglichkeit zu verringern und die Einnahmen zu vergrößern, um ein defizitloses Budget zu erhalten; ferner

verhinderte der sinkende Geldkurs und der zu Jahresbeginn an Ort und Stelle fehlende Finanzapparat, den richtigen Umfang des Budgets zu ermessen. Außerdem liefen auch manche vorausgesehene Einnahmen aus verschiedenen Gründen nicht vollständig ein: Die Kreisabgaben wegen der Mißernte, die Renten und Abzüge von der Industriesteuer für August und September gingen auf das Jahr 1924/25 über, die Abzüge von der Industrie, die nur in der Summe von etwa 20.000 Rbl. statt der in Aussicht genommenen 95.000 Rbl. einliefen.

Was den Ausgabenteil anbelangt, so hing dessen Ausführung vollständig von dem Einnahmenteil ab. Von den einzelnen Wirtschaftsgewebieten wurde das am meisten befriedigt, das den höchsten Prozentsatz Arbeitslohn im Vergleich mit den andern Ausgaben aufweist. Folgende Ausgabenposten wurden im niedrigsten Prozentsatz ausgeführt:

Die Verpflegung der Kinderheime (ausgeführt	35%	oder 35.000 R.	von 100.000 R.	im Jahr)
Ausgaben der Soz. Erziehung für Lehrzwecke („	50 „	„	8.600 „	„
Die Ernährung der Kranken („	48 „	„	23.000 „	„
Melioration („	2 1/2 „	„	400 „	„

Da wir ein großes Wachstum des Einnahmentails des Jahres 1923—24 gegen das Jahr 1922—23 zu verzeichnen hatten, so wäre

es natürlich, auch im weiteren ein Auswachsen der Einnahmen zu erwarten. Aber die Ausichten sind in unserer Republik in diesem Jahr

sehr ungünstig. Die Missernte, die unsere Republik in diesem Jahre wieder betroffen hat, bedeutet für das örtliche Budget eine starke Verminderung der Einnahmequellen, besonders aber der landwirtschaftlichen Steuer. Und die Ausgaben des vorigen waren ohnehin schon so eingeschränkt, daß an eine weitere Einschränkung nicht zu denken ist. Dieser Umstand bestimmte auch das Budget auf das Jahr 1924—25. Das erreichte Netz der Anstalten, die die Bevölkerung bedienen, muß trotz alledem auch weiterhin erhalten bleiben. In anderen Hinsichten ist ein großer Fortschritt erreicht. Das Budget 1924—25 besteht schon nicht mehr allein aus den Kostenvoranschlägen der Kantone und dem republikanischen, sondern auch aus den Kostenvoranschlägen der einzelnen Dörfer. Dieses war notwendig einzuführen, weil unsere Kantonbudgets die Elemente der Bezirks- und auch der Kreisbudgets in sich enthalten und die Ausgaben der einzelnen Dörfer nicht so leicht aufnehmen können wie die Kreise in den russischen Gouvernements und weil unsere Dörfer viel größer sind als anderwärts. Faktisch ist das nur eine Anerkennung der schon vorhandenen Kostenanschläge. In diese Budgets gehen folgende Einnahmeelemente ein: Landeinnahmen, Einnahmen von den Dorfunternehmungen, Zuschläge zu der landwirtschaftlichen Steuer, Strafgeelder und örtliche Steuern für die Dorfbedürfnisse. Auf das Dorfbudget kommen folgende Auslagen: der Unterhalt des Dorfrats (außer des Gehalts), die Wohlfahrts-einrichtungen des Dorfes, der Unterhalt der Wege und die wirtschaftlichen Ausgaben der Schulen 1. Stufe, wie auch die Ausbeutung und Bewachung der örtlichen Unternehmungen.

Wenn auch die volle Abgrenzung des Kantonbudgets vom republikanischen noch nicht vollständig erreicht ist, so sind doch klare Abgrenzungslinien gezogen. Der Unterhalt des medizinischen Personals und der agronomischen und Veterinäranstalten sind auf das Kantonbudget übergegangen, während der Unterhalt der gerichtlichen Anstalten noch auf dem republikanischen verbleibt. An Einnahmen wurden übergeben: Die Zuschläge zu der landwirtschaftlichen Steuer und die Abzüge von der Gewerbesteuer.

Außerdem muß hier bemerkt werden, daß in diesem Jahr einheitliche Normen für die gleichen Auslagen angenommen wurden. Wenn

auch diese Normen noch nicht bis ins kleinste richtig sind, so muß doch gesagt werden, daß an der geringen Befriedigung unserer Bedürfnisse nicht die niedrige Norm die Schuld trägt, sondern unsere Armut. Diese Norm garantiert eine nützliche Befriedigung der Ausgaben, die ausgeführt werden.

In der Lohnfrage wird sich unser Budget an das Höchstmäß des Lohnes halten, das vom Zentrum für die Budgets mit Fehlbeträgen festgestellt wird. Für die Gruppen der Angestellten, die vom Zentrum Zuschläge bekommen, wird das vom Zentrum bestimmte Mindestmaß eingehalten. Die Miliz und die Angestellten der Inhaftierungsanstalten bekommen 40 Proz. Zuschlag zum allgemeinen Lohnsatz. Im ganzen wuchsen die Lohnsätze nach dem allgemeinen Tarif für die Städte Pokrowik und Balzer um 65 Proz., in den übrigen Städten um 50 Proz. und in den ländlichen Ortschaften um 35 Proz. gegen die Lohnsätze des Budgetjahres 1923/24. Die Ungleichmäßigkeit erklärt sich dadurch, daß die Kostenvoranschläge der Städte von den Kantonbudgets ganz abgefordert sind.

Die Tabelle auf S. 727 gibt uns einen Ueberblick über das diesjährige, sowie über das vorjährige Budget in absoluten Zahlen.

Aus dieser Tabelle ist ersichtlich, daß die Ausgaben und Einnahmen nach ihrer Bedeutung in derselben Reihenfolge stehen, wie auch im vorigen Jahr.

Im Einnahmenteil stehen an 1. Stelle die örtlichen Steuern und Zuschläge mit 36 Proz., an zweiter die kommunalen Einnahmen mit 19 Proz., an dritter die Abzüge von den Staatsteuern mit 18 Proz. und an vierter Stelle die Einnahmen von der örtlichen Industrie mit 7,6 Proz.

Im Vergleich zum Vorjahr haben wir ein Wachsen der Einnahmen, die nicht von den Steuern abhängen (436 Tausend gegen 285 Tausend im Vorjahr) und eine Einschränkung der Steuereinnahmen (653.000 Abl. statt 782.000 Abl. im Vorjahr). Nach den Auslagen stehen:

An 1. Stelle	die Volksbildung	. . . 34	Proz.
" 2. "	der Verwaltungs-		
	apparat	. . . 24	"
" 3. "	die Gesundheitspflege	. 17	"
" 4. "	die Kommunalwirtschaft	6,7	"
" 5. "	die Landwirtschaft	. . . 3 ¹ / ₂	"
" 6. "	die Gerichtsanstalten	. 2,8 ¹ / ₂	"

Einnahmen	Bestimmt (in Tausenden)	Im Vergleich zum Budget 1923—24		Ausgaben	Bestimmt (in Tausenden)	Im Vergleich zum Budget 1923—24	
		Bestimmt	Ausge- führt			Bestimmt	Ausge- führt
Nebst den Steuern							
1. Landwirtschaft. Bedeutung . . .	12 ¹ / ₂	30	108	1. Verwaltungs- apparat . . .	633 ¹ / ₂	150	182
2. Kommunale . . .	235	86	178	2. Gerichts- anstalt . . .	77	168	186
3. Von der In- dustrie . . .	92	96	497	3. Volksbildung	899	198	243
4. Abzüge v. d. Staatssteuern	36 ¹ / ₂	94	82	4. Gesundheits- pflege . . .	464	112	193
5. Verschiedene . . .	60 ¹ / ₂	90	77	5. Verkehr . . .	10	109	241
Insgesamt . . .	436	84	153	6. Soziale Für- sorge und Ar- beiterschutz . . .	40	90	160
Steuereinnahmen				7. Kommunale . . .	178	138	183
1. Abzüge . . .	219	37	58	8. Einquartier. der K. Armee	12 ¹ / ₂	103	97 ¹ / ₂
2. Zuschläge . . .	353	173	165	9. Landwirtschaft.	92	123	303
3. Dertliche Steuern . . .	81	32	42 ¹ / ₂	10. Vorratsfonds	124 ¹ / ₂	153	448
Insgesamt . . .	653	62	83	11. Verschiedene . . .	118 ¹ / ₂	567	645
Staatshilfe . . .	115	—	—	Gesamtausgaben	2649	154	218
Gesamteinnahmen	1204	77	101				

Das Budget ist aus folgenden Teilen zusammengestellt: Lohn 52 Proz., Speisung 8¹/₂ Proz., wirtschaftliche Ausgaben 7¹/₂ Proz., gründliche Reparaturen 5 Proz., Arzneibes-
chaffung 3,7 Proz., Kleidung 3¹/₂ Proz. usw.

In diesem Jahr bildet das republikanische Budget insgesamt nur 20 Proz. der Einnahmen (gegen 35¹/₂ Proz. im vorigen Jahr) und 18 Proz. der Auslagen (gegen 36 Proz. im vorigen Jahr). Die Kantontkostenvoranschläge

machen nach ihren Einnahmen 60 Proz. (gegen 49) und nach ihren Ausgaben 65 Proz. (gegen 48) von dem Gesamtbudget aus. Auf eine Seele der Bevölkerung kommen Ein-
nahmen:

Außer den Steuern . . . — Rbl. 84 Kop.

Steuereinnahmen . . . 1 „ 25 „

Insgesamt . . . 2 Rbl. 09 Kop.

Auslagen kommen auf eine Seele der Bevölkerung:

für den Verwaltungsapparat	1 Rbl.	22 Kop.
Kommunalauslagen	—	34 "
für die Volksbildung	1	73 "
" " Gesundheitspflege	—	99 "
" " Landwirtschaft	—	18 "
" " Gerichtsanstalten	—	15 "
" " übrige Auslagen	—	58 "

Insgesamt . . . 5 Rbl. 10 Kop.

Wie schon oben erwähnt ist, wurde das Netz der Anstalten zur Bedienung der Bevölkerung nicht erweitert, und doch sind die Auslagen ums Doppelte angewachsen. Das erklärt sich dadurch, daß im ganzen Bereich des Sowetbundes die Bedürfnisse besser bedient werden. Und in diese zwangsweise Verbesserung wurden auch wir hineingezogen. Es gibt nämlich solche Auslagen, die bei beliebiger Finanzlage nicht unter die Grenzen der im Bundesmaßstabe angenommenen verringert werden dürfen. So muß unser Budget ungeachtet des großen Fehlbetrags den Lohn ums Doppelte erhöhen, für die Kinder- und Krankenpflege mehr bestimmen usw.

Das örtliche Budget umfaßt im Verwaltungsapparat (die Dorfräte mit eingerechnet) 307 Anstalten mit 1637 Lohnheiten. Die Gerichtsanstalten 28 Anstalten mit 118 Lohnheiten, die Volksbildung 477 Anstalten mit 1734 Lohnheiten, die Gesundheitspflege 77 Anstalten mit 795 Lohnheiten, die Kommunalwirtschaft 231 Lohnheiten, die Landwirtschaft 115 Anstalten mit 142 Lohnheiten; in allem 950 Anstalten mit etwa 5000 Lohnheiten. Ueberhaupt kommen Seelen der Bevölkerung: auf 1 Schularbeiter 556 (von

385 in Pokrowsk bis 800 im Margstädter Kanton); auf 1 Arzt 5590 (von 1430 in Pokrowsk bis 21300 im Kulkuffer Kanton); auf ein Krankenbett 687 (von 150 in Pokrowsk bis 2662 im Kulkuffer Kanton) und auf 1 Agronomen 37137 (von 17122 in Pokrowsk bis 62091 im Balzerer Kanton).

Auf einen Veterinärarzt kommen 11500 Stück Hornvieh (von 6129 im Solotojer Kanton bis 21331 Stück im Kanton Kamenka).

Der Unterhalt eines Milizionärs kommt durchschnittlich auf 365 Rubel jährlich, eine agronomische Anstalt kommt auf 920 Rbl., eine Schule I. Stufe mit 131 Schülern im Durchschnitt auf 1150 Rbl. oder zu 8 Rbl. 75 Kop. auf jeden Schüler zu stehen.

Ein Krankenbett kommt auf 390 Rubel jährlich und ein Kinderheim mit 40 Kindern auf 6500 Rbl., eine Veterinäranstalt kommt auf 986 Rbl.

In diesem Umfang ist das örtliche Budget von der 3. Session des Zentralvollzugskomitees bestätigt worden. Gleichzeitig gab die Session Anweisungen, wie das örtliche Budget zu erfüllen ist. Die Ausführung des Dorfbudgets muß genau studiert werden, damit die Erfahrungen in Zukunft ausgenutzt werden können. Im Zentrum muß um eine Staatshilfe eingekommen werden, um den Fehlbetrag zu decken. Die örtliche Industrie muß zu reger Mithilfe an der Ausführung des Budgets herangezogen werden, und alle Organe, die das Budget hergestellt und durchzuführen haben, vom Dorfrat an bis zum Rat der Volkskommissare, haben sich einer unermüdbaren Tätigkeit zu befleißigen, um alle Einnahmen richtig einzukassieren und eine möglichst sparsame Haushaltung durchzuführen.



Die landwirtschaftliche Kooperation in unserer Republik.

(Сельско-хозяйственная кооперация в нашей республике.)

Накѝ den Materialien des Plenums des Gebiets-Komitees der RSFS (B.)

(Schluß)

In der Tätigkeit der Erstlingskooperativen steht die Ausbeutung verschiedener Unternehmungen, wie Mühlen, Dampfmühlen u. and. an erster Stelle. In dieser Hinsicht brachte der

Schaffenseifer die Kooperativen in eine hinfällige Lage. Eine ganze Reihe von Genossenschaften haben verschiedene Unternehmen (etwa 60) von Privatbesitzern in Pacht genommen. Ein großer

Teil dieser Unternehmungen arbeitet mit Schaden, da erstens die Ausbeutung dieser Unternehmen der Genossenschaften teurer zu stehen kommt und der Besitzer meist kontraktmäßig in den Dienst der Genossenschaft eintritt; denn, wo die Ausbeutung einer Unternehmung nutzbringend ist, führt der Besitzer meist die Ausbeutung auf sein eigenes Risiko aus.

Die Genossenschaften besitzen folgende eigene Unternehmungen: 9 Genossenschaften besitzen Käsereien, 4 Belagungspunkte, 14 Brotbackpunkte, 5 Bewässerungsanlagen, 29 Traktoren, und eine ganze Reihe Genossenschaften besitzt noch andere Unternehmungen, wie Mühlen, Dampfdreschmaschinen usw.

Nach dem Plan des Verbands der landwirtschaftlichen Kooperativen sollen noch acht

Genossenschaften Käsereien einrichten, und 25 sollen Butterbereiteinrichtungen eröffnen.

In der Tätigkeit der Genossenschaften gibt es noch viele Mißgriffe und Fehler, die der Kooperation großen Schaden zufügen können, umso mehr, als die Idee der Kooperation noch keine festen Wurzeln in der Volkserkenntnis gefaßt hat. Wenn wir das Wachstum der landwirtschaftlichen Kooperation im letzten Jahr näher untersuchen, so finden wir, daß sich die landwirtschaftlichen Kreditgenossenschaften einer besonderen Beliebtheit bei der Bevölkerung erfreuten. Vom 1. Januar 1924 bis zum 1. Oktober haben wir folgende Veränderungen des Kooperationsnetzes nach den einzelnen Arten der Genossenschaften zu verzeichnen:

	Zum 1. Januar.	Zum 1. Oktober.
Landwirtschaftliche Kreditgenossenschaften	25	111
Landwirtschaftliche Genossenschaften	86	93
Genossensch. zur gemeinsamen Bodenbearbeitung	21	13
Landwirtschaftliche Artelle	34	31

Also haben sich die landwirtschaftlichen Kreditgenossenschaften während dieser 9 Monate um 344 Proz. und die rein landwirtschaftlichen Genossenschaften nur um 8 Proz. vermehrt, während die anderen Arten sogar weniger wurden. Das bedeutet kein allgemeines Wachstum der Kooperation, sondern ein elementares Anschwellen von Genossenschaften mit gewissen Funktionen. Das Hauptziel dieser Kooperativen ist die Ausnützung der Kredite, die in diesem Jahr durch die Kooperation gewährt wurden.

Von allen Genossenschaften mit eingeschränkten Funktionen, d. h. der Kooperativen, die die genossenschaftliche, kollektive Arbeit als ihr Hauptziel ansehen, sind nur etwa 65 Proz. lebensfähig.

Bringen wir dieses Wachstum in Verbindung mit der Handelstätigkeit und mit dem Pachten der Unternehmungen der Privatkapitalisten, so bekommen wir kein besonders tröstliches Bild über den Zustand der landwirtschaftlichen Kooperation im allgemeinen.

Deshalb müssen energische Maßnahmen getroffen werden, damit die Kooperatividee bei der Bevölkerung nicht diskreditiert wird. Den stärksten und gesundesten, die fähig sind, die kooperative Idee in der Bevölkerung zu ver-

breiten, muß eine allseitige Unterstützung gewährt werden. Ein besonderes Augenmerk müssen wir auf die Gründung spezieller Genossenschaften, wie Tabakbauer, Käsereien, Maschinengenossenschaften und and. richten.

Gen. Lenin macht die Bedeutung der Kooperation für uns im Sowjetstaat in folgenden Worten klar:

„Uns blieb tatsächlich, da die Staatsmacht in den Händen der Arbeiter liegt, da dieser Staatsmacht alle Produktionsmittel gehören, als wirkliche Aufgabe nur die Kooperierung der Bevölkerung.“

Und wie er sich diese Kooperierung der Bevölkerung, die Unterstützung der „Kooperativen Verfassung“ denkt, ist aus folgenden Worten zu ersehen: „Und unterstützen müssen wir sie im wahren Sinne des Wortes, d. h. unter dieser Unterstützung ist es nicht genug, die Unterstützung irgend eines kooperativen Umschwunges zu verstehen, — unter dieser Unterstützung muß man die Unterstützung eines solchen kooperativen Umschwunges verstehen, an dem die wirklichen Massen der Bevölkerung wirklich teilnehmen. Demjenigen Bauer, der an dem kooperativen Umschwung teilnimmt, eine Prämie (Belohnung) zu verleihen, ist eine un-

bedingt richtige Formel; seine Teilnahme, seine Erkenntnis und seine Eigenschaften zu untersuchen, ist jedoch der eigentliche Inhalt der Frage."

Also müssen wir solche Genossenschaften errichten, die der Bevölkerung den Nutzen der bewußten Kooperierung klar vor Augen führen können. Deshalb muß die Partei das Interesse für die Kooperation noch verstärken. Die wirkliche aktive Anteilnahme der Dorfkommunisten an der landwirtschaftlichen Kooperation muß nachgeprüft werden und, wo sie keinen Anteil nehmen, müssen entschiedene Maßnahmen zu ihrer Heranziehung an die Mitarbeit in solchen Genossenschaften ergriffen werden. Die Dorfkommunisten müssen die Kooperatividee kennen lernen, müssen den Genossenschaften sachliche Hilfe gewähren können und dürfen sich niemals erlauben, sie von oben herab anzuschauen oder in ihnen kommandieren zu wollen. All das in Betracht ziehend, hat das Plenum des Gebietskomitees der KKP(B) folgende Maßnahmen in Aussicht genommen:

1. Die Mittel des Verbands für die kulturelle Aufklärungs- und Instruktionsarbeit müssen vergrößert werden.

2. In die Verwaltung des Verbands müssen auf der Bevollmächtigtenversammlung 3 Kommunisten, unter ihnen ein Mitglied des Gebietskomitees vorgeschlagen werden.

3. Es müssen Maßnahmen zur Einstellung der Handelstätigkeit und der Beseitigung der „freundschaftlichen“ Beziehungen zu den Privatbesitzern getroffen werden.

4. Es muß eine spezielle Durchsicht der Genossenschaften durchgeführt werden, um die gesundensten und lebensfähigsten kennen zu lernen.

5. Es muß eine Durchsicht des Bestandes der Verwaltungen der Genossenschaften und eine sorgfältige Auslese von sachkundigen und arbeitsfähigen Arbeitsleitern dieser Genossenschaften vorgenommen werden.



Die Aufklärungsarbeit in den Verhältnissen des Mißjahrs.

(Работа просвещения в условиях неурожая.)

Von Chr. Delberg.

(Schluß.)

Unsere Anfangsschule faßt heute eine Schülerzahl von 39.000 Kindern; davon sind etwa 11.000 älter als 12 Jahre. Also von unseren etwa 60.000 schulpflichtigen Kindern bleiben nicht 21.000, sondern 32.000 (55%) außerhalb der Schule, weil 11.000 Plätze von den Älteren (Jugendlichen) besetzt sind. Dies kommt daher, weil diese Jugendlichen in den vorhergegangenen Jahren keine Schule besuchen konnten, aber keine Analphabeten bleiben wollen. Das zwingt uns, Jugendschulen zu eröffnen. Für dieses Jahr läßt sich das nicht machen, weil unser Budget keine neue Belastungen ertragen kann, so daß sie in diesem Jahr nur auf Kosten der Gemeinden unterhalten werden können. Unsere Aufgabe ist es jedoch, solche Schulen zu eröffnen.

Eine andere Aufgabe, die mit dieser verknüpft ist, ist die Eröffnung von Zirkeln für

die Bauernjugend. Die Bauernjugend, die zukünftigen Bauern, wollen sich Wissen aneignen, wollen in der freien Winterzeit lernen, wie man eine bessere, intensive und kooperierte Landwirtschaft führt. Das Dorf will sich eine neue Kultur schaffen; drum müssen diese Jugendschulen eine wichtige Rolle im ganzen Dorfleben spielen.

Die Politprosvet-Arbeit hat sich im letzten Jahr bedeutend gebessert, aber wir sind immer noch weit von dem erwünschten Ziel. Wir haben erst 33 Bibliotheken, 36 Lesehallen und 14 Klubs auf unseren 266 großen und beinahe 100 kleinen Dörfern. Der Büchererschlag ist noch gering und, was das Schlechteste ist, wenig geeignet: es fehlt hauptsächlich an Büchern für den Bauer, der erst anfängt zu lesen. Die sollen erst beschafft werden. Aus den Ziffern sehen

wir, daß auf 100 Seelen im Dorfe 30 Bücher kommen, in der Stadt auf 100 Seelen 73. Der Umsatz ist sehr gering: 30 im Dorf und 60 in der Stadt auf 100 Seelen in einem Jahre. Das ist ein Beweis dafür, daß wenig gelesen wird, weil das geeignete Buch fehlt.

Damit das Buch Verwendung findet, muß die Bevölkerung lesen können. Doch wir haben eine ziemlich große Schicht Analphabeten. Die Bevölkerung von 18 bis 35 Jahren zählt 43.000 Analphabeten. Zur 10. Jahresfeier der Oktoberrevolution, d. h. bis 1927, soll diese Gruppe lesen können. Somit müßten jährlich 12.000 Analphabeten lesen lernen; tatsächlich haben im verfloffenen Jahr 3200 Erwachsene lesen gelernt. Also bleibt unser Programm unerfüllt. Doch das Schlimmste ist an der Sache, daß infolge des Mangels an Schulen noch jährlich 32.000 Kinder außerhalb der Schule bleiben. Diese werden die Zahl der Analphabeten mithin vergrößern. Aus alledem folgt, daß unsere Arbeit hier erweitert werden muß und die schon genannten Jugendschulen äußerst notwendig sind.

Mit unseren Mittelschulen steht es zahlenmäßig viel besser. Wir haben 15, von denen erst 2 ausgebaut sind. Sie sind in der Revolutionszeit entstanden; drum sind sie, besonders die deutschen, noch im Wachsen begriffen.

Der Schülerbestand nach Gruppen bietet folgendes Bild: 45 Proz. der Schüler befinden sich in der 1. Gruppe, 30 Proz. in der zweiten, 1,6 Proz. in der 5. und nur 0,2 Proz. in der neunten; d. h. von allen Schülern kommt nur ein kleiner Prozentsatz auf die Mittelschulen (1,6 Proz.), und ein ganz geringer Prozentsatz von diesen endigt die Mittelschule. Viel ist dem Umstand zuzuschreiben, daß die nationale Bevölkerung noch zurücksteht und ihre Hebung noch jahrelange Arbeit erfordert.

Unsere Fachschulen, die erst in den letzten Jahren entstanden, sind mit unserer Defonomik in Einklang gebracht. Für die nächsten Jahre ist das Schulnetz als befriedigend zu betrachten; es muß jetzt auswachsen; denn alle Schulen haben erst 2—3 Kurse, so daß wir erst nach 2 Jahren die ersten Absolventen haben werden. Fachschulen besitzen wir folgende: ein pädagogisches Technikum, eine Musikschule, eine Mädchenschule, zwei industrielle, eine landwirtschaftliche, eine für landwirtschaftlichen

Maschinenbau und eine Weberschule, in allem 8. Alle waren als Mittelschulen angefangen, sollen aber über diese hinauskommen. Schon in diesem Jahre wurde in einigen nur Jugend aus der Mittelschule (aus der 7. Gruppe) angenommen. Da wir keine Hochschulen haben, so müssen wir unsere Jugend hinausschicken, um sie in den Universitäten des Rätebundes studieren zu lassen. Um dies den Ärmsten zu ermöglichen, sind Stipendien bestimmt. Ueberhaupt erhalten 83 Studenten von uns Unterstützung.

Wir sind heute noch nicht in der Lage, unsern Kindern die nötige Aufmerksamkeit zu schenken. Dazu ist unser Budget noch nicht stark genug. Vorschulen haben wir nur 2. Die kommunistische Kinderbewegung ist noch jung und umfaßt erst etwa 1500 Kinder (58 Klubs).

Der Krieg und die Mißernte von 1921 haben eine große Schaar obdachlos gemacht. Diese werden auf Staatskosten erzogen. Das verschlingt Summen, die für unser heutiges Budget noch zu schwer sind, was oft die andere Kulturarbeit hemmt. Von den Mitteln des Volkswirtschafts werden 12 Proz. für die Aufklärung der Erwachsenen, 7 Proz. für Fachbildung und 81 Proz. für die Schulung der Kinder verwendet. Davon geht die Hälfte auf gesellschaftliche Kindererziehung. Es bestehen 54 Kinderanstalten mit 2700 Zöglingen. 8 davon sind Kleinkinderanstalten, 24 Anstalten für Schulkinder, 9 für Kinderrechtsschutz und defektive Kinder und 13 für größere Kinder (von 12—15 Jahren), die irgend eine Arbeit erlernen.

Die Lage der Kinderanstalten ist als schlecht zu bezeichnen, da es an so manchem fehlt. Es mangelt an Kleidung, an Büchern, an Instrumenten, oft ist auch die Kost knapp; denn infolge der Mißernte sind auch noch die Obdachlosen zu unterstützen. So wurden z. B. im September für die Ernährung in den Kinderheimen 4000 Rbl. verausgabt, für die obdachlosen Kinder aber 15000 Rbl. Im Oktober wurden für letztere schon 88.000 von der Zentralregierung abgelassen, so daß die Lage der Kinder bedeutend verbessert ist.

Also können wir feststellen, daß unser ganzes Bildungswesen im letzten Jahr bedeutend vorgeschritten ist. Es wird von der neuen

Miskerte zwar gehemmt, aber nicht untergraben. Vor uns stehen ungeheuer große Aufgaben, deren Ausführung nur aufgeschoben, aber nicht aufgehoben wird. Gegenwärtig, bei unseren schlechten Verhältnissen, müssen die gesellschaft-

liche Unterstützung, die Initiative und der gute Wille an Ort und Stelle eine große Rolle spielen, um das Bildungswesen nicht nur in dem jetzigen Rahmen zu erhalten, sondern langsam und sicher vorwärts zu bringen.



Zur Frage des ersten Lese- und Schreibunterrichts.

(К вопросу о первоначальном обучении чтению и письму.)

Von Fr. Bach.

(Schluß.)

Sehen wir nun näher auf den Leseunterricht ein, und zwar an Hand von Beispielen, um uns überflüssige theoretische Ausführungen zu ersparen.

Um das Kind dahin zu bringen, daß es z. B. zwei Wörter wie **lore, lose*** lese, ist es schon genug, wenn es bei den vorausgegangenen mündlichen Übungen gelernt hat, daß beide Wörter aus je zwei Silben bestehen, von denen die erste Silbe des ersten Wortes und die erste Silbe des zweiten Wortes gleich, die zweite Silbe des ersten Wortes und die zweite Silbe des zweiten Wortes dagegen verschieden sind, weshalb nun auch in der schriftlichen Wiedergabe der beiden Wörter (in den beiden Wortbildern) die beiden ersten Silben gleich, die beiden letzten Silben dagegen verschieden sind. Es dürfte ohne weitere Auseinandersetzungen klar sein, daß andre Wörter, wie z. B. **lene** und **line**, in denen die beiden ersten Silben verschieden, die beiden letzten gleich sind, ebenso leicht eingepägt werden können wie **lore, lose****.

Wie diese Beispiele dartun, brauchen wir weder bei den mündlichen Vorübungen, noch bei dem Beginn des eigentlichen Lese- und

Schreibunterrichts weiter als bis zur Zerlegung des Wortes in seine, auch vor den Kindern leicht zu erkennenden Hauptbestandteile, die Silben, zu gehen und können uns das entseßliche Lautieren ersparen.*)

In den ersten Stunden des eigentlichen Lese- und Schreibunterrichts begnüge man sich damit, die Kinder dahin zu bringen, daß sie einzelne Wörter lesen (und schreiben), die Wörter in Silben trennen und die in einem Wort gelernten Silben auch in andern Wörtern wiedererkennen.

Dabei kann man, um den Lese-prozeß noch geschmeidiger zu machen, solche Übungen wie die folgenden vornehmen: man vertauscht z. B. in den Wörtern **lene, line (rebe, rabe)**, die die Kinder bereits lesen können, **e** mit **i** (**e** mit **a**) und macht die Kleinen darauf aufmerksam, was mit den Wörtern vorgegangen ist (**lene** ist zu **line** und **line** zu **lene** [**rebe** zu **rabe** und **rabe** zu **rebe**] geworden).

Sodann führt man die Kinder in das einfache Geheimnis ein, durch Analogieschlüsse, noch nicht gelernte Silben zu erraten. Man führt ihnen z. B. solche Wörter vor wie **laben, leben; haben, heben; gaben, geben**, in denen sie alle Silben mit Ausnahme der Silbe

*) Da die Steinschrift unserer Druckerei anderweitig eingenommen ist, sind wir leider nicht imstande, diese und die folgenden Beispiele mit genannter Schrift setzen zu lassen, wie es der Verfasser wünschte. Die Lieb.

**) Beim Lautieren bildet die Verbindung Konsonant + Vokal eine der größten Schwierigkeiten (eine größere als die Verbindung Vokal + Konsonant), wogegen eine Silbe, die aus einem Konsonanten und ein m. Vokal besteht, als etwas Ganzes ganz leicht eingepägt werden kann. Wir beginnen so, ar aus gewissen Gründen am besten mit solchen zweifeltigen Wörtern wie die obigen, d. h. mit Wörtern, in denen jede Silbe einen Konsonanten + einen Vokal enthält.

*) Bei viel Vergnügen an dem Lautieren findet, mag meinetwegen die Wörter von den Kindern auch nicht in ihre kleinsten Bestandteile die Laute und Buchstaben, auseinanderlautieren oder zerstückeln und sie nachher wieder zusammenlautieren oder zusammenbuchstaben lassen. Dadurch wird er jedoch den Kindern nichts weniger als Zeit und Mühe ersparen, abgesehen davon, daß die Kinder nicht bald glatt und fließend, sondern lange holprig und stockend lesen werden. Der Verf.

ge kennen. Am besten macht man das recht übersichtlich, etwa so:

laben, leben
haben, heben
gaben, geben

Dann stellt man ihnen die Frage: Wenn das Wort neben **laben leben** heißt, das Wort neben **haben heben**, wie muß dann das Wort neben **gaben** heißen?

Ein anderes Beispiel, in dem die unbekannte Silbe etwa **ro** ist:

hasen, hosen
rasen, rosen

Ein ferneres Beispiel, in dem die unbekannte Silbe, sagen wir, **wie** ist:

reise, riese
weise, wiese

usw. Passende, zusammenhängende Texte erleichtern die Sache noch mehr.

So werden die Kinder durch Vergleichen, Analogieschlüsse und entsprechende Kontexte auf ganz leichte Art und Weise in das „Geheimnis“ oder die „Geheimnisse“ des Lesens eingeweiht, so daß sie auch Silben, die zum erstenmal vorkommen, ohne fremde Hilfe lesen lernen und ihr Lesen überhaupt eher dem eines geübten Lesers ähnlich wird und nicht, wie das bei der sogenannten Lautiermethode der Fall ist, noch lange stockend, schleppend und zerrissen, sondern bald glatt und fließend vor sich geht. Viel kann das Lesenlernen auf dieser Stufe dadurch gefördert werden, daß sich die Kinder unter Anweisung des Lehrers ein Lesesetto herstellen und eifrig damit spielen, was sie sehr gerne tun, ganz besonders, wenn man ihnen die Sache recht interessant zu machen weiß.

Nun kann auch zur Einübung der einzelnen Laute und Buchstaben geschritten werden, wobei man, da die Kinder nicht ans Auseinanderlautieren oder Zerstückeln, auch nicht ans allmähliche Zusammenlautieren oder Zusammenbuchstaben gewöhnt sind, nicht zu befürchten braucht, daß sie sich diese Lesegebrechen nachher noch aneignen werden.

Die Vokale kann man ganz einfach an Hand von solchen Wörtern einüben wie **amalia** (die letzte Silbe, die nur aus **a** besteht, wird **ja** gelesen), **emilie** (die letzte Silbe, die nur aus **e** besteht, wird **je** gelesen) **ida**, **olinde (ofen)**, **uhu**, **ei (eisen)**, **aurelie (auto)**, **eugen (ie)**.

Ein Doppelvokal wie **aa** ist sowohl als Anlaut einer Silbe (z. B. in den Wörtern **aal**, **aar**) oder, als selbständige Silbe (z. B. in **aale**, **aare**), wie auch als Auslaut einer Silbe (z. B. in **haare**) als einfaches, bloß gedehntes **a** anzusehen, nicht als **a-a**. So allbekannt dies manchem auch zu sein scheint, es gibt Leute, die da glauben **haa** müssen **ha-a**, nicht **haa**, **huu** müsse **hu-u**, nicht **huu** gelesen werden.

Einen Konsonanten als Auslaut (am Ende) einer Silbe, wie z. B. in dem Worte **reif**, übt man am besten nicht durch einfache Hinzufügung des **f** zu der Silbe **rei** (**rei+f=reif**) ein, sondern durch Kürzung des Wortes **reise** in **reif**, also durch Weglassung des **e** in der zweiten Silbe, was in einem zusammenhängenden Text ganz natürlich und bequem zu erreichen ist z. B.

2 reise + 1 reif = 3 reife.

Wenn das Kind auf diese Weise die einzelnen Laute und Buchstaben kennen und anwenden gelernt hat, so wird es, namentlich in einem ebenfalls zweckentsprechenden zusammenhängenden Text, auch die Häufungen von Konsonanten am Ende einer Silbe bald bewältigen, wie z. B. in den Sätzen: **wir lernen fabeln; sie malen gabeln.**

Nun kommt die Häufung von Konsonanten am Anfang der Silben. Nach der Einübung der einzelnen Laute und Buchstaben und deren Anwendung in den verschiedenen vorhin angeführten und ähnlichen Fällen ist das Kind schon so weit, daß es auch diesen Prozeß leicht bewältigt. Wenn es z. B. mal **wolf** und **liegen** lesen kann, so fällt es ihm auch nicht schwer, **fliegen** zu lesen. Ein passender zusammenhängender Text erleichtert die Sache noch mehr; er legt sozusagen das Wort dem Kinde auf die Zunge, wie z. B. in dem Satz: **über dem walde sahen wir raben fliegen.**

Hier seien auch paar Worte über die Silbentrennung eingeschaltet. In solchen Wör-

tern, wie z. B. in **fahen** ist das **h** nicht mitzulesen; also trenne man so: **fah en**. Wie keine richtig-sprechende deutsche Zunge **sa hen** spricht, ebenso wenig spricht sie: **waf ser, al le, nen nen, kom men, far ren, rat-ten, sit zen, zup fen, peit sche**. Also trenne man solche Wörter lieber gar nicht!

Die Kinder haben nun nach dem vorgezeichneten Weg die Steinschrift in ihren Großbuchstaben lesen und zeichnen gelernt. Was weiter? Immer auf dem einfachsten und natürlichsten Wege weiter! Weiter kommen also die Kleinbuchstaben an die Reihe. Um die Sache für die Kinder möglichst leicht und interessant zu machen, führt man die Kleinbuchstaben am besten durch (anfängs leichte und kleine) Wörter als Auflösung von Rätseln ein.

Aber die eigentliche Schreibschrift? — Eigentlich hätte es noch ein Weilchen Zeit damit. Um aber auch die am eifrigsten Vorwärtstrebenden und jetzt schon nach dem Uebergang zur Schreibschrift Fragenden nicht ohne Wegweiser zu lassen, mögen hier die wichtigsten Ausführungen A. Pfaffenbergs folgen, die auch die Ansichten anderer bewährter Kenner dieses Gebiets ausdrücken:

„Selbst schaffen soll das Kind sich seine Schrift; nicht starre Formen übernehmen, sondern die eigenen entwickeln und dabei trotz großer Mannigfaltigkeit der Formen die größte Lesbarkeit behaupten. Zur Erreichung dieses Zwecks sollen nicht außerhalb liegende, sondern die in der Sache selbst wirkenden Kräfte mobil gemacht werden, also die der Schrift innewohnende Eile und die daraus folgende Abrundung der Formen, die Vereinfachung und vor allem die Verbindung der einzelnstehenden Buchstaben im ununterbrochenem Schreibzug. Dem Wesen des ununterbrochenen Schreibzuges entsprechend, werden die Buchstaben natürlich nicht mehr einzeln eingeübt (was, wie wir gesehen haben, auch am Anfang besser unterbleibt), sondern nur im Zusammenhange der Wörter, also Groß- und Kleinbuchstaben zusammen.“

(Sieh die Schreibseite, die nach dem Muster in A. Pfaffenbergs „vom ersten Lesen und Schreiben“ angefertigt ist.)

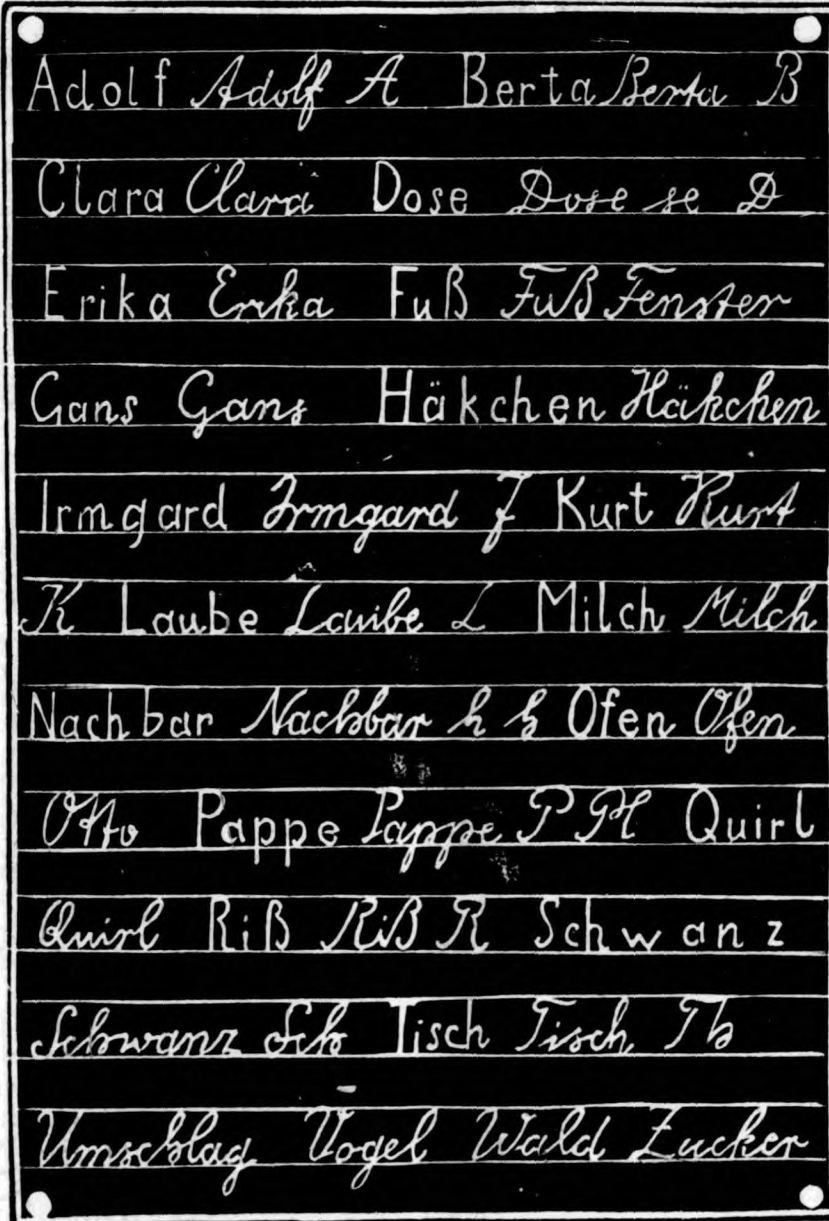
Prof. Ruhlmann empfiehlt dabei eine Reihenfolge, die sich aus der Ein- und Mehrzügigkeit der einzelnen Buchstaben ergibt, und zwar diese:

ERBCLZMGHADUY	} Dazu die entsprechenden Kleinbuchstaben
VWITFPSON	
FKQ	

Pfaffenberg führt weiter aus: „Ehe der Schüler das Wort schreibt, legt er es, zeichnet es mit dem Stock in den Sand, mit dem Stii't auf die Tafel, auf Packpapier oder auf die Rückseite unverbrauchter Tapetenreste. Die Grundform muß eben lebendiger Besitz sein, wenn der Schüler nun vor das Problem gestellt wird, die Verbindung der Einzelformen in einem Schreibzug zu vollziehen. Aber wo fängt er an? Das ist Gegenstand gemeinsamer Ueberlegung. Handelt es sich z. B. um das Wort Eis, so wird gefunden, daß der beste Angriffspunkt oben rechts liegt. „Lehrer, bei mir werden es keine Ecken!“ — „Das schadet nichts, versuch's gleich noch einmal!“ (Eis) — „Und bei mir werden es immer Schleifen!“ Auch sie werden anerkannt. Sind sie doch naturnotwendige Formen der Verbindung! So probieren die Schüler, beurteilen die entstandenen Formen, verworfen, erneuern die Versuche, bis ihnen das Ergebnis schön und sauber genug erscheint. Nur nicht pedantisch dazwischenkorrigieren, sondern in jedem Kinde die Freude am Selbstschaffen wecken, den Starken ermuntern, dem Schwachen Mut machen und, wenn es nicht anders geht, einmal vorschreiben. Doch die Vorschrift sofort wieder weglöschen. Nun greifen die Kinder zum Blatt. Schreibhefte sind jetzt teuer. Trotzdem brachte die große Mehrheit der Anfangsklasse unserer Übungsschule auf eigenen Antrieb Hefte mit weiten, einfachen Linien zur Schule. Wo das nicht möglich ist, empfehlen wir folgenden Ausweg. Man kaufe eine Anzahl Foliobogen (ohne Linien), halbiere und inide sie zu doppelten Quartblättern, die man mit Bleistiftlinien (1½—2 cm Entfernung) bedeckt. Diese Blätter legt man in Mappen aus alten Hefschalen, die von größeren Schülern erbeten werden. Die volgeschriebenen Blätter werden gesammelt und immer wieder durch neue ersetzt. Beim Schreiben wird jedesmal ein Zwischenraum frei gelassen. Um den Schwellendruck zu vermeiden, lehnen wir die spitze, weiche Feder ab. Auch der Bleistift ist hier nur unzulänglich, da er zur Not noch Druck zuläßt. Wenn man von dem leider etwas teuren Preise absieht, bietet uns die Industrie für den vorliegenden Zweck wirklich gute Federn an (die

kleine Rebis von Heinze & Blandertz, Berlin, die Schriftzeichensefeder von Soenneken, Bonn; die Kugelspitzfeder von Braune & Co., Herten (Herteln). Sie verhindern den Druck und ergeben schöne, gleichmäßige Schnurzüge. Das Wort

wird wiederholt geschrieben, einmal, um den ununterbrochenen Schreibzug geläufig zu machen, das andere Mal, um die Verschmelzung der Summe von Einzelimpulsen*) zu einer Gesamtinnerervation**) anzubahnen, wobei das Moment



der Eile, zu welcher der kleine Schüler immer wieder ermutigt wird, fördernd wirkt. Jede geleistete Arbeit wird einer beschaulichen Kritik unterworfen. So wird der Blickpunkt der Aufmerksamkeit der Form zugewandt, und der Wille erwacht, die Verbindung immer zweck-

mäßiger und schöner zu gestalten. Es verschlägt nichts, wenn die noch Unbeholfenen immer wieder einmal zum Packpapier zurückgreifen,

*) Impuls - Antrieb.

**) Innerervation - der Einfluß der Nerven auf die Berrichtungen der Organe des Körpers.

auf denen die noch ungeübten Hände ohne Schaden und mit um so größerem Eifer das Fehlende nachholen können.

So schafft sich das Kind seine Schrift, und da sie von keinem Bedanten gegängelt wird, so hastet ihr auch der Reiz des persönlichen Lebens an. Sie wird Ausdruck inneren Wesens und damit persönliches Eigentum, das aufs liebevollste gepflegt werden kann. Die Rücksicht auf den Leser fordert charakteristische Einfachheit, die Rücksicht auf den Schreiber Schönheit. Zwei Jahre lassen wir das Kind sich in das Wesen seiner ersten Schrift so tief wie möglich einleben. Erst dann führen wir es in die deutsche Schrift ein.

Wir müssen es uns versagen, auf das

Abschreiben, Diktieren und autonome Schreiben einzugehen. Sie haben alle ihre eigenen psychologischen Bedingungen. Nur so viel sei gesagt, daß der Schüler gewohnheitsmäßig das Schriftbild vor dem Schreiben aus seinem inneren Lautbewußtsein abzuleiten hat, um es dann auswendig in einem Zuge niederzuschreiben. Es sei ferner gefordert, daß der Schüler möglichst kein Wort schreibe, das er nicht schon einmal bewußt vor Augen gehabt hat. All' die kleinen Hilfsmittel, die aus etymologischen, grammatischen und logischen Quellen stammen, werden ihn später bei der Erzeugung der Schriftbilder unterstützen. Unsere gegenwärtigen Bemühungen sind auf die Pflege des Klang- und Sprechzentrums gerichtet."



Genosse Lenin über die Bauernschaft.

(Гов. Ленин о крестьянстве.)

Es gibt kein einziges Dekret (Gesetz), keine einzige Verordnung der Sowetmacht, in der kein Unterschied zwischen den drei Hauptgruppen der Bauernschaft gemacht wurde. Die erste Gruppe sind die Armen (die Proletarier und Halbproletarier, wie man in der ökonomischen Wissenschaft zu sagen pflegt). Ihrer gibt es sehr viele . . . Die zweite Gruppe sind die Prozen (Kulaken), d. h. die reichen Bauern, die fremde Arbeit ausbeuten, indem sie entweder Arbeiter anmieten oder Geld für Zinsen verleißen usw. Diese Gruppe hält zu den Gutsbesitzern und Kapitalisten, den Feinden der Rätemacht. Die dritte Gruppe sind die Mittelbauern. Das sind keine Feinde der Sowetmacht. Sie können deren Freunde sein, das erstreben wir und werden es erstreben.

(Aus der Antwort des Gen. Lenin auf die Anfrage eines Bauers im Jahre 1919.)

Wir stehen, standen und werden auch in Zukunft im direkten Bürgerkrieg mit den

Prozen stehen. Das ist unvermeidlich. Wir haben das in der Praxis gesehen. Aber infolge der Unerfahrenheit der Sowetarbeiter, der Schwierigkeit der Fragen trafen die Hiebe, die für die Prozen bestimmt waren, häufig die Mittelbauern. Hier haben wir überaus gefehlt. Die von uns gesammelten Erfahrungen werden uns helfen, alles das in Zukunft zu vermeiden.

(Aus dem Bericht des Zentralkomitees auf dem 8. Partitag.)

Die Partei muß um jeden Preis zu erreichen suchen, daß die Sowetarbeiter im Dorfe volle Klarheit und eine feste Erkenntnis jener, von dem wissenschaftlichen Sozialismus aufgestellten Wahrheit erlangen, daß die mittlere Bauernschaft nicht zu den Ausbeutern gezählt werden darf; denn sie zieht keinen Gewinn aus fremder Arbeit.

(Aus der Resolution des 8. Parteitages über die Beziehungen mittleren Bauern zum.)





Die Kultur des Weinstocks im Unteren Wolgagebiet.

(Культура винограда в Нижнем Поволжье.)

Von Heinrich Hüger, Agronom.

(Schluß.)

15. Pedro Jimenes ist eine spanische Sorte. Ihre Rebe ist ziemlich groß. Die Größe der Beeren ist mittelmäßig, ihre Färbung blaßgrün, geht in eine gold-gelbe über und hat einen leichten Anflug. Die Schale ist dünn, aber fest, das Fleisch saftig, zuckrig, mäßig-zart, mit gewöhnlichem angenehmem Geschmack. Sie ist eine der besten spanischen Sorten und wird als Bestandteil zu den weltberühmten Weinen Malaga, Xeres u. a. verwendet. Sie ist fruchtbar, spätreifend und benötigt einen kurzen Schnitt. Diese Sorte wird bei Schid in Galta und in Hud kultiviert und gelangt hier alljährlich zur vollständigen Reife.

16. Frankenthaler oder Drolfinger. Die Rebe ist groß, kurz und locker, die Beere groß, leicht-oval oder beinahe rund, dunkelviolett, das Fleisch fest, saftig und zuckerhaltig, die Schale dünn. Sie ist eine spätreife, ertragreiche Tafelsorte, die den Transport nicht gut verträgt. Für die Treibhauskultur ist sie besonders geeignet. Diese Sorte zeichnet sich durch ihr starkes Wachstum aus; feuchten Boden verträgt sie nicht. Bei uns ist sie sehr verbreitet und beliebt, gedeiht bis in der Gegend bei Samara.

17. Mligote. Die Rebe ist mittelgroß, kegelförmig, fest, die Beere klein, blaß, rund-

lich, grün, bei voller Reife goldig-gelb, mit dünner Schale, für Fäulnis empfänglich. Sie ist keine frühreife Weinsorte, für Champagner geeignet, liefert dauerhaften Tafelwein. In der südlichen Krym beläuft sich ihre Ergiebigkeit auf 240 Cimer von der Dessjatine. An den Boden stellt diese Sorte keine besonderen Ansprüche, gedeiht jedoch besser an Abhängen, auf ebenen Plätzen reift sie nicht genügend aus. Sie wird an Spalieren in Tellerform kultiviert und kurz, auf 2—3 Augen, geschnitten.

18. Gamay noir (schwarz). Die Reben sind von mittlerer Größe oder klein, zylindrisch, mäßig fest, die Beeren mittelgroß, oval, blau-schwarz, mit reichlichem Anflug, saftig und von gewöhnlichem Geschmack. Diese Sorte ist sehr fruchtbar, reift nicht besonderes früh aus und liefert guten Rotwein (Beaujolais, Macon), weshalb sie auch sehr verbreitet ist. Sie bedarf eines kurzen Schnitts.

19. Pino, weißer, in Bessarabien auch „Waratif“ genannt. Seine Rebe ist entweder mittelgroß oder klein, länglich-konisch und fest. Die Beeren sind von verschiedener Größe, ziemlich fein, rund oder auch schwach oval, an der im Schatten befindlichen Seite grün, an der andern bernstein-gelb, mit dünner durchsichtiger Schale und feinem Aroma. Diese

Sorte ist von später Reife und liefert sehr gute weiße Weine (Montrachet, Chablis u. a.) Sie ist von mäßiger Fruchtbarkeit und wächst auch auf magerem Boden. Sie wird auf 2—4 Augen geschnitten.

20. Sylvaner besitzt eine kleine, kurze, zylindrische, feste Rebe. Die Beeren sind mittelgroß, rund oder ein wenig eingedrückt, grün mit schwarzen Punkten. Die Schale ist ziemlich dick und weich, das Fleisch saftig, von gewöhnlichem Geschmack; reift etwas früher als der weiße Pino aus. Diese Weinsorte wird in Deutschland am Rhein, gemischt mit Rieslinger und Elbinger, kultiviert, zeichnet sich durch eine besondere Fruchtbarkeit aus und liefert guten weißen Tafelwein; gedeiht auf jeglichem Boden gut und ist gegen Frost wenig empfindlich. Sie bedarf eines kurzen Schnitts und wird in Tellerform gezogen.

21. Courtiller, frühreifer. Die Rebe ist klein, zuweilen von mittlerer Größe, mäßig fest. Die Beeren sind klein, von bernstein-blasser Färbung, saftig, süß, mit Muskatgeschmack; die Schale ist dick, dessenungeachtet fault die Beere leicht. Diese Tafelsorte reift sehr früh aus, ist gegen Fröste wenig empfindlich und liefert auf fruchtbarem Boden und bei normaler Pflege gute Ernteerträge, muß jedoch an Ort und Stelle verbraucht werden, da sie den Transport nicht verträgt. Sie wird an Spalieren gezogen und kurz, auf 2 Augen, geschnitten. Ich habe diese Sorte im Weingarten Gluschenko in der Nähe von Saratow angetroffen; insolge unkundigen Beschneidens ist sie jedoch hier nicht ertragreich.

22. Chaous (lies: Tschauca) hat eine große verzweigte lockere Rebe und große, leicht-ovale grünliche oder bernstein-bleibe Beeren. Die Schale ist dick und weich, das Fleisch zart, saftig, sehr süß, von angenehmem Geschmack. Sie ist eine sehr gute, frühreife, fruchtbare

Sorte, leidet jedoch des öfteren unter Blütenabfall, wie alle weiblichen Sorten, und deshalb muß sie abwechselnd mit andern Sorten angepflanzt werden. Sie erfordert einen warmen Standort und ist während der Blütezeit fürs Uebermaß an Feuchtigkeit besonders empfindsam. Sie wird an Spalieren gezogen und lang geschnitten. Ist sie am südlichen Abhang gelegen, so ist auch der kurze Schnitt zulässig.

23. Die Astrachaner dickschalige hat lange lockere Reben, an Gewicht bis 2 Pfund. Die Beeren sind groß, oval und von sehr angenehmem, erfrischendem Geschmack; die Schale ist fest. In Astrachan kommt sie Ende August zur Reife, im Saratower Rayon — anfangs September. Dies ist eine dauerhafte Tafelsorte von mittlerer Fruchtbarkeit.

24. Bokaljny ist ebenfalls eine Astrachaner Sorte. Ihre Reben sind von beträchtlicher Größe, an Gewicht 2 Pfund und mehr, von sehr schöner Gestaltung und locker. Die Beeren sind groß, länglich geformt, von blaßgelber Färbung, von angenehmem und zartem Geschmack. Die Schale ist dünn, durchsichtig, jedoch fest. In Astrachan reift sie Mitte August, bei uns Ende dieses Monats aus. Eine fruchtbare, in Hinsicht aufs Aeußere und auf den Geschmack wertvolle Sorte, die bei guter Verpackung auf weite Strecken transportiert werden kann.

25. Kasbinka ist eine gute Gewerbesorte. Stammt aus dem Astrachanschen. Ihre Rebe ist mittelgroß, die Beeren sind länglich, mit zartem Aroma. Bei normaler Pflege ist ihr Ernteertrag lohnend. Reift gleichzeitig mit Bokaljny und hat mit ihm vieles gemein. Sie benötigt einen lockeren und fruchtbaren Boden und verträgt das Transportieren sehr gut, weshalb sie in Astrachan in großen Mengen kultiviert und nach Saratow, Moskau und anderen Märkten geliefert wird.



Der Kampf mit der Dürre und die Hackfrüchte.

(Борьба с засухой и пропашные растения.)

(Aus den Angaben der Krasnofuter landwirtsch. Versuchstation.)

Von A. Kubarewa, Agronom.

(Schluß.)

Das Welschkorn. Es gibt eine reichliche Auswahl von Welschkornsorten, die sich bisweilen in ihren Eigenschaften bedeutend unterscheiden. Es gibt früh- und spätreife Sorten, Sorten mit langem und kurzem Stengel, feuchtigkeitsliebende und gegen Dürre widerstandsfähige. Deshalb darf keine Sorte dieser Kulturpflanze zum Anbau gewählt werden, ohne daß sie vorerst auf ihre Eigenschaften geprüft worden ist. Für unsere Verhältnisse sind frühreife, kurzstengelige Sorten vorzuziehen. Langstengelige Sorten entziehen in ihrer ersten Wachstumsperiode dem Boden viel Feuchtigkeit, die sie zur Ausbildung ihrer Stengel und Blätter verwenden. Ehe die Pflanzen dann zur Reife gelangen, ist der Feuchtigkeitsgehalt des Bodens meist erschöpft. Infolgedessen wird die weitere Entwicklung der Pflanzen gehemmt, was wiederum auf den Ernteertrag schädlich einwirken muß. Inbetreff der spätreifen Sorten muß erwähnt werden, daß sie in unsern Verhältnissen des öfteren nicht zur vollen Reife gelangen. Die Selektionsabteilung der landwirtsch. Station zu Krasny Kut bezeichnet auf Grund ihrer Beobachtungen folgende Welschkornsorten als für unsere Verhältnisse am geeignetsten: Wils Dakota, Besentschuker und Rosenberger.

Wils Dakota ist kurzstengelig, sehr frühreif, gegen Dürre widerstandsfähig und fruchtbar. Im Jahre 1915, das zu den fruchtbaren gezählt wird, lieferte diese Sorte 260 Pud von der Dessj.; im Jahre 1923 belief sich der Ernteertrag auf 80 Pud, im laufenden Jahre auf 62 Pud.

Die Besentschuker Sorte ist ebenfalls eine frühreife, fruchtbar und widerstandsfähig gegen Dürre. Im Jahre 1923 lieferte sie auf dem Selektionsfelde 170 Pud von einer Dessj.

Die Rosenberger Sorte ist langstengelig und spätreif, jedoch nicht dermaßen, daß sie nicht ausreifen kann. Sie kann mit gleichem Erfolg zu Korn wie auch zu Grünfutter ausgesät werden. Im Jahre 1923 lieferte diese

Sorte 98 Pud auf einer Dessj., im laufenden Jahre 52 Pud.

Für die Welschkornaussaat wird das Feld im Herbst 4—4½ Werschok tief umgeackert. Im Frühjahr wird der Boden, damit der Samen in die gehörige Tiefe zu liegen kommt, mit dem Ertirpator bearbeitet. Die Aussaat geschieht in Zwischenreihenabständen von je 1 Arschin. Bei solchem Verfahren werden ungefähr 2 Pud Samen auf eine Dessj. verbraucht. Bei ihrem Aufkommen muß die Saat vor den Saatkrähen geschützt werden. Letztere finden großen Geallen an den jungen Welschkornsprösslings und richten in den Welschkornfeldern einen nicht zu unterschätzenden Schaden an, indem sie die jungen Keimlinge mit den Wurzeln aus der Erde ziehen. Nachdem das Welschkorn die Höhe von 4 Werschok erreicht hat, wird es in den Reihen auf solche Weise gelichtet, daß die einzelnen Pflanzen in Abständen von je 4 Werschok zu stehen kommen; nach weiteren 3 Wochen werden die Pflanzen endgültig gelichtet. Nach abgeschlossener Lichtung muß der Abstand zwischen den einzelnen Pflanzen in der Reihe bei kurzstengeligen Sorten $\frac{1}{2}$ Arschin messen, bei langstengeligen — 1 Arschin. Während des Wachstums werden von Zeit zu Zeit die an dem Hauptstengel herauskommenden Seitensprösslings entfernt. Sollte es vorkommen, daß sich die Stengel unter der Einwirkung des Windes zur Seite neigen, so wird das Welschkorn behäufelt. Das Unkraut wird vom Acker vermittlems des Planeten oder auch der Handhacke enternt. Während der Reifezeit lockt der leckere Bissen große Saatkrähen scharen an, die einen bedeutenden Teil der Ernte vernichten. Deshalb muß das Welschkorn zu erwähnter Zeit, ebenso wie im Frühjahr, geschützt werden. Nachdem das Welschkorn ausgereift ist, werden die Kolben vom Stengel mit den Händen losgelöst, sorgfältig getrocknet und in einem Speicher untergebracht. Feuchtes Welschkorn kann auf die Dauer nicht aufbewahrt werden, da es leicht verdirbt. Das Aufbewahren des Welsch

forns in gedroschenem Zustand kann nicht empfohlen werden; bei weitem weniger ist es der Gefahr des Verderbens ausgesetzt, wenn die Körner bis zum Verkauf in den Kolben bleiben.

Höchst interessant sind diejenigen Hackfrüchte, die einzig als Viehfutter in Betracht kommen können. Solche sind das Bart- und Sudangras. Diese Grasarten werden erst seit einigen Jahren auf der landwirtsch. Station zu Krasnykut kultiviert, und deshalb liegen uns ihre Ernteerträge für eine bedeutende Reihe von Jahren nicht vor. Im laufenden Jahre wurde das Bartgras dreimal gemäht und lieferte insgesamt 555 Pud Grünfutter auf einer Dessj. oder 215 Pud Heu. Das Sudangras lieferte bei ebenfalls dreimaligem Mähen 458 Pud Grünfutter, welche Menge annähernd 180 Pud Heu gleich ist. Das Sudangras liefert zartes Futter, das vom Vieh gern verzehrt wird, das Bartgras hingegen ist gröber und minderwertiger.

Wie für alle andern Hackfrüchte wird auch für diese Grasarten das Feld im Herbst vor-

bereitet. Die geeignetste Aussaatzeit ist die erste Hälfte des Mai.

Das Bartgras wird in Zwischenreihenabständen von 11 Werchow gesät, das Sudangras in Zwischenreihenabständen von 9 Werchow. Die Aussaatnorm auf eine Dessj. ist für das Bartgras 20 Pfund, für das Sudangras 15 Pfund. Während des Sommers werden die Zwischenreihen vom Unkraut auf gewöhnliche Weise rein gehalten. Das Mähen erfolgt beim Erscheinen der ersten Rispen. Wird das Gras später gemäht, so liefert es hartes Heu, das vom Vieh ungerne gefressen wird.

Der Weizen lieferte im laufenden Jahre auf Frühjahracker 2 Pud Körner und 20 Pud Stroh auf einer Dessj., auf gebrachtem Lande — 18 Pud Körner und 50 Pud Stroh; Gerste und Hafer lieferten 2—3 Pud Körner und 20—30 Pud Stroh.

Bei Vergleich dieser Ernteerträge mit denen der oben angegebenen Hackfrüchte kommen wir zu dem unbestreitbaren Schluß, daß die Hackfrüchte gleich der Roggenaussaat auf Brachfeld die Wirtschaft vor totaler Mißernte in trockenen Jahren sichern.



Unsere Aufgabe für den Winter im Kampf gegen die Mißernte.

(Наша задача по борьбе с засухой на зимний период.)

Von A. Freimann.

Wenn wir uns unsere Ernte sichern wollen, so müssen wir alle wissenschaftlich begründeten und uns zu Gebote stehenden Mittel regelrecht in unserer Wirtschaft anwenden. Jede Jahreszeit hat da ihre besondere Aufgabe, und der Landmann, der richtig kulturell wirtschaften will, bekommt keine Zeit, die Hände in den Schoß zu legen, sondern muß unermüdetlich arbeiten.

Daß wir auf dem im Herbst aufgearbeiteten Lande eine bessere Ernte erzielen, ist eine allbekannte Tatsache, und unser Wolgabauer tut in dieser Hinsicht keine Pflicht. Doch mangelt es in unserer Republik noch an lebender Arbeitskraft, und nur der Traktor, der bereits angefangen hat, bei uns zu arbeiten, wird die

fehlende Kraft ersetzen. Das Auflockern des Landes im Herbst ist ein bewährtes Mittel, unseren Feldern die Winterfeuchtigkeit, die eine Hauptrolle für das Ernteergebnis spielt, zu erhalten. Aus Mangel an Arbeitsvieh kann der arme Bauer sein Feld im Herbst nicht immer auflockern. Für den, der ein Pferd hat, gibt es auch jetzt einen Ausweg, die Winterfeuchtigkeit zu erhalten, und zwar den Schnee auf seinem Felde aufzuhalten und zu befestigen. Das kann er mit einem selbstverfertigten Schneepflug. Dieser Schneepflug besteht aus 2 Brettern von 2 Arschin Länge und 10—12 Werchow Höhe, die so zusammengestellt werden, daß sie einen spitzen Winkel von 30—40° bilden. Hinten wird dieser Winkel, d. h. die Bretter,

durch einen starken Niegel befestigt. Sobald Schnee fällt, fährt der Bauer mit diesem Pflug auf sein Feld und zieht in Schachbrettform Furchen ungefähr 4—5 Faden von einander. Der Pflug drückt den Schnee nach beiden Seiten fest, so daß ihn der Sturm nicht verwehen kann, und die Furchen füllen sich mit frischem Schnee. Sobald sie halb oder ganz voll sind, fährt der Bauer abermals durch die vorhandenen Furchen, wodurch die Seitenwände immer höher und fester werden, und der ganze Schnee bleibt auf dem Felde und wird nicht in die Gruben verjagt, wofür er uns keinen Nutzen, sondern großen Schaden bringt. Werden wir dadurch den Ernteertrag erhöhen? Ja, ganz bestimmt, und zwar um ein sehr großes Prozent. Jeder Bauer hat doch gewiß schon bemerkt, daß auf seinem Felde, wo der Schnee durch irgend etwas aufgehalten wurde, der Weizen viel schöner war als daneben. Und was war die Ursache? Der Schnee, der hier festgehalten wurde. Sogar in dem verflossenen Jahr gaben solche Stellen eine Ernte über Mittel. Das habe ich selbst auf meinem Felde festgestellt. Ich habe auf dieser Stelle solchen schönen Weizen geerntet, wie wir ihn nur bei den allerbesten Jahren ernteten.

Nun, jeder, der ein offenes Auge hat, weiß, daß das nicht eine fixe Idee ist, sondern eine Tatsache; deshalb, willst du den Ernteertrag um 40—50 Proz. erhöhen, dann lege die Hände nicht in den Schoß und verlasse dich nicht auf gut Glück, sondern sei selbst deines Glückes Schmied und halte den Schnee auf deinem Felde fest.

Hier die Form des Pfluges.



Der Schneepflug.

Unsere Landabteilung und die Kommission im Kampfe mit dem Hunger sollten hier auch mithelfen und jedem, der diesen Weg zwecks Erhöhung der Ernte einschlägt, eine kleine Prämie zukommen lassen.

Was kann der Bauer noch arbeiten und tun, um seine Ernte zu sichern?

Ein Mittel, unsere Gemüseernte zu sichern und zu erhöhen, ist, die Gemüsegelber zu hängen. Diese Arbeit kann im Winter getan werden, und zwar mit gutem Erfolg. Wenn der Dung (Mist) im Herbst oder Winter auf die Felder kommt und auseinandergeworfen oder in kleine Haufen auf dem Felde verteilt wird, so erreichen wir dadurch viel mehr, als wenn wir ihn im Frühjahr auf das Feld bringen und gleich untergraben. Das Schneewasser, das auf den Mist fällt, löst einen Teil davon auf und nimmt ihn mit in die Erde, und zwar gerade die Teile, die an erster Stelle die Ernte erhöhen. Die Nährkraft oder Triebkraft wird durch diese Auflösung gleichmäßiger verteilt als bei dem Untergraben im Frühjahr. Hier möchte ich nun noch etwas mitteilen, was ich im Kaukasus bei einem Bauer namens Kettenbacher aus Deutschland sah. Dieser Bauer setzt und wirft seinen Mist aus dem Stalle nicht auf die Erde, sondern er hat einen großen Kasten gemacht, der wasserdicht ist, die Form eines ganz flachen Daches hat und auf allen Seiten mit Röhren versehen ist, die an den vier Ecken Ausläufe haben. Unter diesen stehen Ständer. Kettenbacher setzt seinen Mist auf dieses Dach, und wenn es regnet oder im Winter Schnee fällt, so dringt das Wasser in den Mist, löst ihn teilweise auf und läuft in Form von Mistbrühe durch die Röhren-Ausläufe („Kannel“) in die Ständer. Aus diesen wird die Mistbrühe in Fässer gefüllt, die hinten mit einem blechernen Rohr von 2—3 Arschin Länge und 2 Werschok im Durchmesser voller Löcher wie eine Gießkanne versehen sind. Dann fährt er mit dem Faß auf die Felder und begießt sie auch dann, wenn sie mit Schnee bedeckt sind. Diese Arbeit wird bei Kettenbacher ohne Unterbrechung den ganzen Winter hindurch fortgesetzt. Gibt es nicht genug Regen und Schnee, dann nimmt Kettenbacher seine Zuflucht zum Fluß oder Brunnen, läßt reines Wasser auf seinen Mist fahren, um nur recht viel schwarzes Mistwasser für seine Felder zu bekommen. Was erzielt Kettenbacher durch diese Gießerei? Wenn die Kolonisten und russischen Bauern 40 Pud ernten, erntet Kettenbacher 80 Pud. Selbstverständlich bearbeitet dieser Mann sein Feld auch in jeder anderen Hinsicht nach allen Regeln der Wissenschaft, doch

eine Hauptursache zur Erhöhung der Ernten ist dieses Mistwasser. Kettenbacher behauptet, daß dieser Dung der Düngung mit Mist nicht viel nachsteht, ja oft bevorzugt werden muß. Bei uns läuft dieses schwarze Wasser auf den Hof, auf die Straßen und in die Flüsse, die dadurch verunreinigt werden; Kettenbacher aber sagt, das sei Gold.

Um das zu verstehen und zu glauben, was Kettenbacher sagt und macht, braucht man kein großer Gelehrter zu sein, sondern nur ein wenig gesunden Menschenverstand zu haben. Wie wäre es, wenn wir einmal von dem Rezept Kettenbachers Gebrauch machen würden und dieses schwarze Wasser unteren Gemüsegärten zu trinken gäben? Nun, Kettenbacher meinte, dann werdet ihr statt fünf — zehn Kartoffeln ernten und, eine dieser zehn wird nicht viel leichter sein als jene fünf zusammen. Es lohnt sich also, einmal eine Probe mit diesem Mistwasser zu machen. Kettenbacher hat einen ganz ausgezeichneten Saatweizen, und der ist ihm auch nur durch Arbeit und Mühe, gegründet auf Wissenschaft, zugekommen. Er läßt seinen Weizen über eine Sortiermaschine, dann nimmt er ein Pud, und im Laufe des Winters, an den langen Abenden, wenn er seine Zeitung gelesen, nimmt er ein Körnchen um das andere und besichtigt es mit Kennerblick, wobei

er aus dem Pud 10—15 Pfund der schönsten Körner zur Saat wählt. Diesen Samen sät er auf ein besonderes Feldchen (Beet). Die Ernte wird mit der Sichel abgenommen und ganz sorgfältig ausgedroschen und gereinigt. Dann findet noch einmal eine Besichtigung statt und wieder das Aussäen auf ein abgesondertes Feld. Auf diese Art und Weise hat er sich ein unübertroffenes Saatgut geschaffen.

„No, das ist aber doch zu langweilig“, wird mancher unserer Bauern sagen.

Ja, aber Kettenbacher ist der Meinung, daß das Sprichwort: „Ohne Fleiß kein Preis“, eine goldene Regel sei. Wie wäre es, wenn wir mal eine Pflanze weniger rauchen und nur mit 2—3 Pfund Weizen Kettenbachers Beispiele folgen würden?

Also unsere Aufgabe ist: 1. Schneeadern, damit wir unseren Feldern die Winterfeuchtigkeit erhalten; denn sie ist das Hauptmittel zur Erhöhung unserer Ernte. 2. Unsere Gemüsegärten mit Mistwasser tränken, damit wir recht viel Kartoffeln, Kraut und anderes Gemüse ernten; denn das ist das halbe Brot. 3. Unsere paar Pud Saatweizen gründlich reinigen; denn, was der Mensch sät, wird er ernten.

Der Dumme und Fauler schüttelt den Kopf; der Kluge macht's und wird belohnt.



Der Noz, die Geißel der Pferdezzucht.

(Сая—бич коневодства.)

Von E. Rapoport, Veterinärarzt.

(Schluß.)

Wenn man bei der Oeffnung des Kadavers eines Pferdes, das früher am Noz krank gewesen ist, auch keine Nozbakterien findet, sondern nur ausgeheilte Wunden oder verkalkte Knoten feststellt, so kann man trotzdem niemals mit Ueberzeugung sagen, daß nirgends im ganzen Körper frische Geschwüre oder Knoten zu finden sind. In einem so großen Körper, mit so umfangreichen Körperteilen kann man sehr leicht Knoten übersehen, die sich in der Leber,

den Lungen, den Knochen usw. verstecken und lebendige Bakterien enthalten. Ein einziger solcher Knoten kann die Krankheit verschärfen und die Quelle für eine neue allgemeine Ansteckung des Körpers bilden und so den Untergang des Tieres, sowie auch die Ansteckung und Erkrankung anderer Tiere, überhaupt eine allgemeine Ausbreitung der Krankheit nach sich ziehen.

Deshalb bietet ein vom Noz befallenes Pferd, wenn die Krankheit in versteckter Form

vorhanden ist, d. h. wenn man keine eitrigen Ausschreibungen oder äußere Knoten und Geschwüre bemerkt oder wenn das Tier auf dem Wege der Besserung oder ganz gesund zu sein scheint, immerhin eine Gefahr in bezug auf die Weiterverbreitung des Roges. Solch ein Pferd ist immer der Träger der furchtbaren Krankheit, die es überall verbreitet.

Als das einzige sichere und billigste Mittel gegen den Rog und seine Verbreitung betrachtet man die Tötung der rokrankten Tiere.

Arzneien, mit denen der Rog geheilt werden kann, hat man bis jetzt nicht erfunden. Es kommt allerdings manchmal vor, daß ein rokrankes Tier nach einer Arznei oder sonst einem Mittel gesund wird. Aber solche Fälle müssen ausschließlich dem Prozeß der Selbstheilung, d. h. der Fähigkeit des Körpers zugeschrieben werden, gegen die Krankheit und die Ansteckung mit eigenen Kräften anzukämpfen, was allerdings sehr selten zu einem Erfolg führt.

Deshalb darf man den Kurpfuschern und Schwindlern niemals glauben, die vorgeben, sie hätten Mittel, um den Rog vollständig heilen zu können. Diese Mittel sind alle im besten Fall unschädliche Mittel, die der Beachtung nicht wert sind. Einige von ihnen aber sind direkt schädlich und untergraben die letzten Kräfte des kranken Tieres. Alles das ist Betrug oder Selbstbetrug, der darauf begründet ist, daß die Krankheit in die versteckte Form übergeht, die einer Gesundung ähnlich sieht.

Wir raten jedem Bauer, bei den ersten Anzeichen, die den Verdacht erwecken, daß das Pferd am Rog erkrankt ist, sich sofort an seinen Rayonsarzt zu wenden und auf keinen Fall den erwähnten Kurpfuschern zu vertrauen.

Jedes Pferd, bei dem aus der Nase Rog fließt (besonders aus einem Nasenloch) mit Geschwüren in der Nase, mit schmerzlosen Anschwellungen der Kinnladendrüsen, mit Knoten und Geschwüren auf dem Körper, mit angeschwollenem Eierstock oder Euter, mit angeschwollenen Hinterbeinen usw. ist als rokrank zu betrachten und muß unverzüglich zum Veterinärarzt gebracht werden, um die Krankheit genau festzustellen.

Der Veterinärarzt hat sichere Mittel, den Rog, sogar den inneren, in versteckter Form auftretenden, festzustellen. Allerdings ist dazu manchmal nicht wenig Zeit erforderlich; denn einige Mittel sind ziemlich umständlich und

schwierig anzuwenden. Aber immerhin sind diese Mittel vorhanden, und der Rog ist für die Wissenschaft kein Geheimnis mehr. Ein erfahrener Arzt, der mit allem Notwendigen versehen ist, verwechselt ihn nicht mehr mit andern Krankheiten. Diese Mittel*) hier zu beschreiben, hat keinen Sinn, da sie für einen Nichtspezialisten wenig zugänglich sind. Mit diesen Mitteln werden verschiedene Untersuchungen des Blutes, Kontrollimpfungen usw. an Hunden, Katzen, Mäusen und and. vorgenommen.

Wenn ein Pferd sich als rokrank erweist, so muß es ohne Zögern getötet werden, und dann müssen unter der Leitung eines Arztes das Geschirr, der Stall usw. gereinigt werden.

Die Regierung kommt, soweit es in ihren Kräften steht, der Bevölkerung zu Hilfe und gibt denjenigen, die rechtzeitig von der Krankheit ihres Tieres Mitteilung gemacht haben, sowohl für das getötete Tier, wie auch für die vernichteten Gegenstände eine entsprechende Entschädigung. Freilich war diese Entschädigung bis jetzt bei weitem nicht genügend. Aber jetzt sind dafür größere Mittel bestimmt, was die Möglichkeit gibt, für die getöteten Tiere und vernichteten Gegenstände, nach der Abschätzung dem ungefähren Wert entsprechend zu zahlen. Das Gesetz erlaubt, drei Viertel des Wertes zu zahlen.

Aber diejenigen Bürger, die von der Krankheit zu spät Mitteilung machen, wenn sie schon einen langwierigen Charakter angenommen hat, gehen dieser Entschädigung verlustig und müssen noch Geldstrafen zahlen oder ihre Strafe im Gefängnis abbüßen.

Sehr streng ist es verboten, solche Pferde zum Verkauf auf den Markt oder Jahrmart zu bringen. Dort existiert jetzt eine strenge veterinäre Kontrolle, die solche kranken Tiere festhält und vernichtet.

Pferde, die am Rog krank sind oder die man für rokrank hält, dürfen nicht auf die allgemeine Weide oder zur allgemeinen Tränke getrieben werden und auch nicht mit andern gefunden Pferden arbeiten.

Ganz besonders muß man sich aber davor hüten, selbst angesteckt zu werden. Bei der

*) Eins der wichtigsten Mittel ist Mallein, ein Produkt der Rogbakterien. Es wird entweder unter die Haut gespritzt, in kleine Risse der Haut eingerieben oder in das Auge gespritzt. Kommt dieses Produkt in das Blut oder den Organismus eines rokrankten Pferdes, so verschärft sich die Krankheit, was sofort durch die nach außen hervortretenden, oben beschriebenen Erscheinungen festzustellen ist.

Pflege von kranken oder verdächtigen Pferden muß man alle Vorsichtsmaßregeln beobachten, damit die Ausscheidungen aus der Nase, der Giter, Miststaub oder auch bloß ein Haar des kranken Tieres nicht auf die Lippen, in die Nase, den Mund oder in kleine Wunden der Haut kommen.

Deshalb muß man auch in solchen Fällen darauf achten, daß an den Händen keine Wunden oder irgendwelche Risse sind. Möglichst oft muß man sich die Hände, wenn auch nur

mit warmem Wasser und Seife waschen. Noch besser ist es, wenn man zu diesem Zweck eine Lösung von Sublimat Karbolsäure oder anderes bei der Hand hat.

Wir warnen vor der schlechten Angewohnheit einiger Bauern, ihren Pferden die Nase mit dem Armel oder dem Rockzipfel abzuwischen. Durch eine solche verbrecherische Unvorsichtigkeit schaffen sie bei sich zu Hause den Herd für die Ansteckung nicht nur ihres ganzen Viehs, sondern auch ihrer Familie.



Was für Nutzen bringt der Wald?

(Какую пользу приносит лес?)

1. Der Wald hält mit seinem Laub die Regentropfen auf, läßt also nicht die ganze Masse des Regenwassers in den Boden dringen, und er gibt die aufgehaltene Feuchtigkeit wieder nach und nach der Luft ab.

2. Der Wald verringert die Lufttemperatur und verlangsamt dadurch die Verdunstung der Bodenfeuchtigkeit.

3. Der Wald ist der Laubildung behilflich.

4. Der Wald bewirkt die gleichmäßige Ablagerung des Schnees auf dem Felde, da er das Abwehen in Gräben und Schluchten verhindert.

5. Der Wald verlangsamt im Frühjahr das Schmelzen des Schnees, was den umliegenden Feldern zugute kommt.

6. Der Wald verlängert in den Flüssen das Stauwasser, wodurch die Verdunstungszeit bei den Flüssen verlängert wird.

7. Der Wald holt aus der Tiefe Feuchtigkeit, wodurch er die Luftfeuchtigkeit vermehrt.

8. Der Wald schützt das Feld gegen Hagel.

9. Der Wald vermindert die Windstärke und somit auch die Verdunstung.



Praktische Ratshläge.

(Практические советы.)

Nährkaffee.

Man verwendet hierzu in der Hauptsache Eicheln, die frisch getrocknet werden müssen, damit sie nicht dem Verfaulen anheim fallen, noch bevor sie Verwendung finden. Die Eicheln werden in etwa erbsengroße Stücke geschnitten, im Warmofen getrocknet und schließlich im Kaffeebrenner geröstet. Wünscht man das Produkt gut farbkäufig, so setzt man, noch bevor der

Röstprozeß beendet ist, ein wenig gemahlener Zucker hinzu. Zum Schluß wird das Produkt auf einer Reibmühle oder Maschine zerkleinert. Nach Belieben läßt sich das Produkt noch verändern durch Hinzugabe von feingeschnittenen Bichorienwurzeln und von ebensolchen Feigen.

Beide sind gesondert von den Eicheln zu trocknen und zu rösten, während die Zerkleinerung im Mörser und die Mischung mit den Eicheln zusammen stattfindet.



Kultur und Leben.

Dem Picht entgegen.

Von Fr. Strom.

(Schluß.)

Noch an demselben Tag gab es den ersten Zant zwischen Mutter und Tochter, weil diese nichts von der „arige“ Heiratsgelegenheit wissen wollte.

„Du willst halt bei Glick vorjcherze“, sagte die Wes Christine, die Mutter Juliens, zu ihrer Tochter; „awer wann mei Wille nix gille soll, werr ich dir ewig net mehr gut.“

Zulie beharrte auf ihrem Vorjatz, diese Heiratsgelegenheit auszuschlagen, weil sie noch viel zu jung sei und erst ein Mensch werden müsse, ehe sie überhaupt ans Heiraten denken könne.

„Ach du Zeit! Wieviel heirade dann in deine Johre!“ —

„No wann annere in Brunne springe, muß mir woll aach ninspringe?“ —

„Do bleib nor sitze un werr n aldes Mädje un nimm dr mit dr Zeit n Hert; aus deine Pläne kummt doch nix raus.“ —

„Un wann nix raus kummt. Ich will noch net heirade, un den Säckels Lange erscht net. Den un sei ganze Familie kann ich net leide; dann warum: so dumm wie die sin, so garschdig sin se aach. Das wißt Ihr grad so gut wie ich.“ —

„Geh nor, ich han gmerkt, daß se dich viel zähle däte un daß du s gut bei ne kregst. Un den Lange, den Peter, kennst du jo noch im Lese un Schreime unnerweise, wann r dr zu wenig kann.“ —

„Nee, nee, ich will nix wisse vun m; mich gruselt s vor m. Ich fercht mich iwerhaupt vorm Heirade in so enner Welt, un ich han aach scheints kee Talent zum Heirade. Un wann Ihr mir kee Ruh lößt, geh ich halt noch fort. Ich weep, un ich paar Dag bleiwe kann, bis ich mir n Dienst oder Junst n Unnerkunst uf dr Bunder gfuht han. Do kann un will ich doch net bleiwe.“ —

„No das werjcht de mir doch net andue? Do mißt ich mich jo vor alle Lait schäme. Wann s de doch gar net un gar net zu Säckels heirade willst un aach net dobleiwe willst — das is jo werkllich hart for dich —, dann bleib nor wenigstens die Buch noch do. Dann macht mir die Sach mit Säckels aus, wie sich s ghärt, un noh kannst de mache, wie de willst. Du glaabst jo net, daß ich un dich mehr besorgt sin als wie um mich un daß ich nor bei Beites such.“ —

Die nächsten Tage setzte die Wes Christine ihrer Tochter nicht so viel zu wie an diesem; doch gab sie ihren Plan, die Tochter an den reichen Säckel zu verheiraten, nicht auf. Sollte Zulie nicht doch noch an den Gedanken, den sie, ihre besorgte Mutter, hegte und pflegte, gewöhnen und schließlich „Ja“ dazu sagen? Die Stieftochter würde das mit Freuden tun. Das alte neidische Ding gönnt der Zulie die schöne Heiratsgelegenheit nicht, wenn es auch die Zulie nicht im Hause sehen möchte! Daß einem ja auch die Kinder so oft die schönsten

Pläne durchkreuzen! — „O ja, kleine Kinner
kleines Kraiz, große Kinner großes Kraiz!“

Der alte Müller, der Stiefvater Juliens,
ein sonst wortfarger Mann, der fast seine ganze
Zeit in der Mühle zubachte, riet seiner Stief-
tochter zwei Abende danach auch, die passende
Heiratsgelegenheit nicht unbesonnen vorüberge-
hen zu lassen.

„Ach, die nemmt jo kee gude Rotschläg
an“, jagte ihre Mutter darauf.

Julie antwortete: „Loßt mich nor in Ruh;
die anner Buch werd ihr mich schon los
werre.“ —

Der alte Müller verbrannte sich hierauf
seinen Mund nicht mehr; die Wes Christine
aber drang, je näher der Sonnabend heran-
rückte, wieder immer mehr in ihre Tochter, ihr
„Glick net zu vorschetze.“ Julie wurde hinge-
gen immer schweigsamer, so daß es ihrer Mut-
ter zuweilen dünkte, als sei das „dumme“
Mädchen nachgiebig gestimmt. „Wer wer weesß,
das kann aach Vorstocktheit sin.“ —

So war der Sonnabendmorgen herange-
kommen. In aller Frühe war die Wes Christine
aufgestanden, um aus dem schönsten Mehl
„Krimelkuche, Siropkuche, Neppelkuche un Pirog“
zu backen. Julie, die das Kochen und Backen
auch schon gut verstand und, wenn sie daheim
war, der Mutter immer fleißig zur Hand ging,
half ihr auch diesmal, aber mit doppelter Un-
lust. Sie wußte im voraus, daß ihre Mutter
mit den schönen Kuchen am Abend „Ausstel-
lung“ machen werde. Doch das war nicht der
Hauptgrund ihrer Unlust. Das hatte ihr den
Schlaf in der verfloffenen Nacht nicht geraubt.
Auch die Heiratsgeschichte machte ihr wenig
Gedanken: sie willigt einfach nicht ein und
damit basta. Am meisten Sorgen und Gedanken
verursachte ihr die Ausführung ihres Vorsatzes:
da, wo sie übrig war, Platz zu machen und in
die Welt zu gehen, ein Mensch zu werden, der
armen arbeitenden Menschheit, ihren Brüdern
und Schwestern, zu helfen, die großen Spitz-
buben, Räuber und Mörder, die die ganze Welt
ruinieren und Millionen von Menschenleben
vernichten, unschädlich zu machen, die alte ver-
faulte Welt niederzureißen und die bessere neue
Welt, in die ihr Lehrer sie hat blicken lassen,
aufzubauen. —

„No morje hol ich mei Rechnung bei
Abels, un iwermorje fahr ich usm Schiff nooch
Saradow. Bleicht finn ich dort n Dienst ime

Lazarett, wu ich die arme franke un vormun-
dete Saldate flege kann un wu mr bleicht aach
noch Zeit bleibt zu lerne“, dachte Julie bei
sich. —

Als die Morgenarbeit vollends getan und
auch das Frühstück vorüber war, ging Julie in
das kleine Stübchen, das die beiden Alten be-
wohnten, und machte sich mit ihren Büchern
zu schaffen. Die Bücher waren ihre liebsten
Freunde; die durfte sie nicht verabsäumen, wenn
sie ihr Ziel erreichen wollte. Wenn sie sich fürs
Heiraten auch noch zu jung dünkte, zu gründ-
lichem Studium kam sie sich alt genug vor, ja
glaubte sie, kein einziges Stündchen mehr ver-
lieren zu dürfen. —

Julie hatte sich kaum in das zur Hand
genommene Buch vertieft, als auch die Wes
Christine in das Stübchen trat und eine Näh-
arbeit vornahm, wobei sie ihrer Tochter noch
einmal „Vornunft“ einreden wollte.

„Do willst de woll den Peter werflich net
nemme?“ —

„Nee.“ —

„Das is woll dei leztes Wort?“ —

„Ja.“ —

„Du bist halt n vorstockdes Kind!“ —

„Wann Ihr en rechde Mame wärt, dät
Ihr mich net mit dem Heirade quäle, nee, do
dät Ihr mir erschder noch Recht geue.“ —

„So, aach noch Recht geue? — Ja saa
doch mol, wu denkst de dann noch naus? Du
brauchst dei Lebtag uf nix Bessres zu hoffe.
Was hast du nor fore Blän un wu willst de
dann nor unnerkumme uf dr Winder?“ —

„Ich han Mich jo schon alles gsaat, war-
um daß ich net heirade will un warum daß
ich aach net dobleiwe will. — Bis dr Montag
fahr ich nooch Saradow un such mir dort n
Dienst.“ —

„Ach du lieue Zeit! Nach noch nooch
Saradow, in so ne große Stadt, wu so junge
Mädjer wie du ins sichere Borderwe gehe! —
Besinn dich, Mädje, was de dust!“ —

„Ich han mich gut gnung besunn. Ich
werr schon wisse, wie ich mich zu halle han,
daß ich net ins Borderwe geh. Wann ich zu
Säckels heirade dät, ja do dät ich in mei sich-
eres Borderwe gehe. — Haljer baue un Kinner
zaige un junst dumm in die Welt ninleue un
aach die Kinner dumm werre losse, das is grad
ins sichere Borderwe gang. — Ich bitt Mich,
loßt mich emol in Ruh!“ —

„No, no, ich loß dich in Ruh. Du kannst dein dumme Vorstand noochdue. Mir wolle mol siehe, was rauskummt.“ —

„Loßt nor mich sorge!“ —

„Ja, ja, ich loß dich sorge un kimmer mich aach net mehr weider um dich; awer eens will ich dr noch saae: Wann die Lait hait owend kumme, bedra dich, wie sich s ghärt!“ —

„Do loßt mich nor aach sorge!“ —

Die Wes Christine, die ihren Plan also durchkreuzt sah, war schon im voraus vor dem reichen Säckels Kunrad verlegen, und das um so mehr, als ihr Mann, der die ganze Geschichte auch „abschäplich dumm“ fand, nicht nur den Tag über, sondern auch den Abend und möglicherweise sogar die Nacht hindurch in der Mühle zu bleiben versprach, da guter Wind zum Mahlen gehe. Die Wes Christine war also verurteilt, den Säckels Kunrad und dessen Sohn Peter allein zu empfangen.

Sie zündete, als es Abend wurde, die Lampe etwas früher als sonst an und nahm den Strickstrumpf zur Hand, äußerlich ganz ruhig und zufrieden scheinend, innerlich aber unzufrieden mit aller Welt, am meisten natürlich mit Julie, die wieder drüben im Stübchen saß, diesmal den einen Arm auf den Tisch und auf den Arm den Kopf gelegt. Ihre Stiefschwester war wie gewöhnlich ausgegangen.

Die beiden erwarteten Gäste schienen keine besondere Eile zu haben. Als die Wes Christine, nachdem sie die Lampe angezündet hatte, nach der alten großen Wanduhr sah, zeigten die Zeiger nicht ganz 6, und jetzt schlug es langsam und deutlich 7. Es verstrichen noch zwölf, nein dreizehn Minuten. . . Nun klappten die Türen auf und zu. Sie waren es. In der Stubentür erschienen der Säckels Kunrad und sein Sohn Peter.

„Glob sei Jes!“ —

„In Ewigkeit! — Setzt aich vor, Manns-lait!“ —

„N schener Owend hait owend.“ —

„Ja s is n schener Owend.“ —

„No wu is dann aier Wadder?“ —

„Ei der is in dr Mieh!; er saae, den bassende Wind dārt net vorlore gehe losse.“ —

„Un die Zule?“ —

„Die is drime im Stibje.“ —

„No, um fee Langes un fee Breeses zu mache: Wie steht's dann?“ —

„Ja, Kunrad, die Sach werd woll net gehe. Ich han dir jo schon s vorige Mol gsaat, das Mädje is noch so jung, un das saats aach selwer; s will un will net heirade.“ —

„No die mersche heicade jo in dere ihrem Aelder. Wann do weider fee Sinnernisse sin, das is doch keens.“ —

„Sie will awer dorchaus net.“ —

„No geht nor mol niwer und ruft je riwer — odder, Peter, geh du“, wandte sich der Vater an den Sohn, der bisher noch kein Wort hatte verlauten lassen.

„No, no.“ —

Peter ging und kam bald mit Julie zurück.

„Zule, do willst de woll werkllich net heirade?“ —

„Nee, for jetz entschiebe noch net.“ —

„No, Mädje, s zweide Mol wercht de uf uns net zulture bräiche; schlaa in!“ —

„Nee ich wart net uf s zweide Mol; ich han aach net uf s erschte Mol gwart. Ich sin nor dogeblieb, weil — weil ich aichs selwer saae wollt, daß ich for jetz noch net heirade will. Jetz wißt ihrs, und weil ich fort will un muß, geh ich.“ —

„No, Mädje, doch mol net so hordig! Loß dr nor inredde!“ —

„Ich han aich gsaat, was ich aich saae wollt, un muß jetz gehe.“ —

„Doch net so hitzig bei deiner Sach!“ redete ihr auch ihre Mutter zu.

„Was soll ich dann noch?“ —

„No här mol, Zule: bis nooch Weihnachde dāst de woll den Peter nemme?“ —

„Ich fahr bis dr Mondaag nooch Saradow un such mr dort n Dienst. Ich weech net, wann ich widder vun dort zurückkum.“ —

„No ja, wann die Sach so is, do kenne mr jo aach gehe. — Kumm Peter!“ Und der Vater verließ stark verlegt und der Sohn sehr beschämt das Haus. Ob sie auf dem Heimweg auch kein Wort mit einander wechselten wie die Wes Christine und Julie daheim in ihrer Behausung? —

9.

Am andern Tag, einem Sonn- und Feiertag zugleich, als die Leute sich putzten, um in die Kirche zu gehen, machte sich Julie reisebereit, indem sie ihre Bücher und ihre anderen

Sachen in ihrem Kistchen zurechtlegte. Ein Buch bloß ließ sie bereit liegen, um noch den Tag über darin zu lesen.

„Du willst woll aach halt an dem hebre Dag net in die Kerch gehe?“ fragte die Wes Christine vorwurfsvoll.

„Nee, geht nor all, ich bleib drheem. Gens muß jo doch beim Haus bleitwe.“ —

„Ja, ja, du willst halt nix vum dr Kerch wisse.“ —

Julie entging weiteren Vorwürfen, da sich ihre Mutter nicht aufregen wollte und als alte Frau wie ihresgleichen vor den Jüngeren in der Kirche erscheinen wollte.

Nach der Messe mußte sie wieder eine Strafpredigt anhören, die sie ruhig über sich ergehen ließ. Sie sagte bloß: „Macht nor, wie Ibr wollt, un ich mach, was ich for recht hall.“

Am Nachmittag schickte sie sich an, ihren Arbeitslohn bei Abels zu holen. Aber am Hofstürchen kamen ihr Pauline und Liese entgegen.

„Wart ihr schon bei Abels odder wollt ihr erst hingeh?“ —

„Ja, Julie, mir ware schon dort; mir werre woll for umfunst geartweit han. Der Jack Jacklitsch saad, er kennt uns net bezahle; das kenne mir uns doch nooch so eme Unglied denke. Die Männer han gspuckt un gflucht, aber das hat nix gholp. Sie han gsaat: Do wär s em jo besser aach so gang wie dem lange Hannes un dem Karl.“ —

„Also hat dr Engels Note doch recht ghat; der hat s prophezeit, daß s uns so gehe werd.“ —

„Ja, un do is die Fuchschnauz widder so andächtig mit re Ladern bei dr Prozession newer m Pader um die Kerch gang, mir hat gneent, der wollt vum Mund uf in Himmel gehe“, erzählte Liese, die auch in der Kirche war.

Die Mädchen unterhielten sich noch eine kleine Weile, worauf Pauline und Liese wieder weitergehen wollten.

„No bleibt scheen gjund, Mädjer! Ich fahr morje nooch Saradow un such mir dort n Dienst. Ich fin's satt do.“

„Also hast de werkllich Ernst?“ —

„Vouër Ernst.“ —

„No, dann schreib, wies geht; wann s de mir n Dienst vorschaffe kannst, kumm ich aach“, sagte Pauline, der die Trennung von der Kameradin recht schwer fiel. — —

Am darauffolgenden Tag verließ Julie Ernst, nachdem sie sich noch die nötigen Dokumente besorgt hatte, Altmühlen, um in der Stadt das zu finden, wonach sie sich schon so lange sehnte: Bildung und Aufklärung. Sonst ging alles ja ganz gut, nur der Abschied von der Mutter war sehr schwer. Aber Julie sagte ihr: „Trest Mich nor, Mame, ich werr schon mei Bestes suche. Do sin ich jo doch iwrig un kann Mich net helpe, un Ibr kennt mir net helpe.“

Julie hatte ihrer Mutter und Pauline versprochen, bald zu schreiben. Aber es vergingen mehrere Wochen, bis ein Brief von ihr ankam. Er war an ihre Freundin Pauline adressiert. Geschickt hatte ihn Julie aber nicht auf der Post, sondern mit einem vertrauten Mann aus Altmühlen. Der Inhalt des Briefes lautete:

Liebe Freundin!

In aller Eile schreibe ich Dir, da ich eine so unerwartete Gelegenheit dazu bekommen habe. Ich bin wirklich in einem Lazarett angekommen. Da habe ich viel mit den armen verwundeten und kranken Soldaten zu tun. Was der schreckliche Krieg alles anrichtet! Un wie die Menschen aufeinander gehetzt werden. Ach, da könnte ich Dir so viel erzählen, aber ich habe keine Zeit. Wie die Deutschen verfolgt werden, hast Du ja wahrscheinlich schon gehört. Es hat auch schwer gehalten, bis ich einen Dienst bekam, weil ich eine Deutsche bin. Aber es muß bald anders werden. Ich habe mich hier schon mit Leuten bekannt gemacht, die gerade so sind, wie unser Lehrer Werner war. Du weißt ja, was ich meine. Die lehren mich unentgeltlich und erklären mir vieles, vieles. Sie sagen, daß es über kurz oder lang plagen und reifen muß und daß wir doch trotz Nacht und Dunkelheit dem Licht entgegengehen. O, möge es bald geschehen! — —

Nun von dem, um was Du mich gebeten hast.

Noch habe ich keinen Dienst für Dich gefunden. Aber jetzt würdest Du Dich vielleicht auch recht gedrückt in der Stadt fühlen oder vielleicht sogar an der Welt verzweifeln. Und da bleibst Du vielleicht besser daheim. Ich bin stark genug, alles das mitzuerleben; denn ich weiß, wir gehen doch dem Licht entgegen.

Deine treue Freundin

Julie Ernst.

Organe und Altertumsfunde in der Vorstellung der wolgadentschen Bauern.

Aus dem Volksleben des Flußgebiets Jersulan-Torgun.

Von P. Mau.

(Schluß.)

Aus diesen Beispielen sieht man, wie leicht sich beim Volke mit den realen sinnlichen Eindrücken Ungewöhnliches, Geheimnisvolles, zum Uebernatürlichen Hinneigendes einschleicht. Grabhügel und andere geheimnisvolle Orte bilden den geeigneten Boden, worauf Trugbilder und Phantasiegebilde emporwuchern. Daher werden an solchen Stellen immer Irrlichter und Geldfeuer gesehen; schwarze Fudel, ohrfeigende Gespenster, ohneköpfige graue Männchen und feuerschnaubende Gespanne treiben daselbst ihren Spuk (Torgun).

Öffentliche Ausgrabungen zu Forschungszwecken sind nicht imstande, den an Orten der Vorzeit haftenden Aberglauben zu vertreiben. Sie rufen manchmal sogar neue Aufwallungen abergläubischer Einbildungen hervor, wenngleich Arbeiter und Zuschauer den materiellen Charakter der Grabhügel einsehen.

Es wird dann viel von Zauberstücken und Erdspiegeln, von verheimlichten Goldfunden u. dgl. erzählt. Mit dem „Zaubersteckelchen“ erklärt sich das Volk die unsehbare Auffindung der Gräber vonseiten der Forscher: es klopft dreimal, wo etwas verborgen liegt (Blumenfeld). Das Motiv ist mit der westeuropäischen Wünschelrute gleichbedeutend. Der Erdspiegel (auch: Zauber- und Bergspiegel in Deutschland) ist in der Fassung der Wolgakolonisten eine vom Süden her (Ruban, Kaukasus) stark beeinflusste Vorstellung von einem Zaubergerät, dem der mißverständene harmlose Kompass zu Grunde liegt.

„Zieher“ erzählen Wunderdinge von seiner Anwendung bei Ausgrabungen im Kaukasus. Durch den Erdspiegel kann man das Innere der Erde sehen.

Wir haben gesehen, wie die Grabdenkmäler und materiellen Ueberreste vorzeitlichen Lebens den Boden abgeben, der zur Kultur von allerlei Sagenhaftem und Blüten des Aberglaubens bestellt ist. Wo sie sich befinden, nistet sich gern Spuk ein. Das führt oft zu dem umgekehrten Verhältnis: wo Spuk bemerkt

wird, vermutet man Altertümliches, Verborgenes.

Wie Sage und Aberglaube in den besprochenen Formen in unseren Tagen entstehen und leben, mögen einige Beispiele aus meinen Aufzeichnungen zeigen, die ich in der Form und Ordnung wiedergebe, in der sie aufgeschrieben sind.

1. Der Hügel bei Friedenberg.

Bei dunkler Nacht hütete ein Mann seine Pferde in der Nähe der zwei Hügel. An dem größten hatte sich aber schon öfter was gezeigt. Er legte sich an den Hügelrand und wollte schlafen. Da berührte ihn jemand, und eine Stimme sprach: Geh weg von dieser Stelle! Er beachtete es anfangs nicht; da geschah es zum zweiten und dritten Mal. Von einer plötzlichen Angst ergriffen, raffte der Mann hastig seine Sachen zusammen und machte sich aus den Lappen.

2. Geldfeuer.

Bei Friedenberg steht eine Wassermühle einsam im Gehölz. Der Müller ging bei stockfinsterner Nacht das Ufer entlang. Da bemerkte er ein kleines Feuer, das in bläulichen Flämmlein unheimlich glühte. Er dachte sich gleich nichts Gutes und bedeckte das Feuer mit der Hand. Und wer hätte es geglaubt: die Flämmchen züngelten ihm bläulich-grün durch die Finger und versengten ihm kein Härchen. Es wurde damals von mehreren Leuten gesehen. Da soll einmal einer sagen, was das war. Der Müller hätte nachgraben und den Schatz, der darunter liegen muß, heben können; aber er war ein wohlhabender Mann, der sich mit so etwas nicht befassen wollte.

3. Die Backsteinkuppel bei Blumenfeld.

Fünf Werst von Blumenfeld sind drei Backsteinkuppel, die kennt jeder. Einer ist ganz

von Backsteinen, die beiden andern aber nicht; man hat nur vereinzelt Steine auf ihnen gefunden. Der eigentliche Backsteinküppel ist der kleinste, aber dort muß ganz gewiß etwas drinstecken. Auch Gold muß darin sein, daran zweifelt niemand. Vor vielen Jahren hat der Rälberhirt lange Zeit an diesen Hügeln gegraben. Von dort hat er auch seinen Reichtum her. Wenn er graben gegangen ist, hat er immer auf eine seltsame Weise gepfiffen. Es verging kein Jahr, da hat er sich auf einmal zwei Kühe gekauft; dann ein Haus und so fort. Jetzt ist er ein grundreicher Mann.

Bei diesen Küppeln geht es nicht immer mit rechten Dingen zu. Noch vor zwanzig Jahren ist ein geheimnisvoller Pfad von den Hügeln bis hinunter ans Wasser gegangen. Der Weg war tief ausgetreten, wie wenn Menschen und Tiere alle Nacht ans Wasser und zurück gegangen wären. Wenn das Land nicht gepflügt wäre, müßte man diesen Weg heute noch sehen.

4. Das geheimnisvolle Weib.

In der Gegend bei Blumenfeld ist noch ein großer Hügel. Dort mag es auch nicht ganz richtig sein. An diesem Hügel mähte ein Mann im Dämmerlicht des Abends Korn. Da war es ihm auf einmal, als ob jemand hinter ihm sei. Als er sich umschaute, sah er ein Weib in weißen, langen Gewändern vom Hügel aus ins Feld gehen.

Plötzlich war es verschwunden. Er hat es nicht mehr gesehen und weiß auch nicht, woher es gekommen war, denn es hätte doch an ihm vorbeigehen müssen. In diesem Küppel muß etwas sein, meint der Mann, wo sollte denn sonst das Weib her sein?

5. Der Garten an der Kuba.

Bei Blumenfeld hat ein Mann einen Garten an der Kuba. Dort wollte er eine Grube für einen jungen Baum machen. Er grub auch ein großes Loch aus; wie er es aber so tief gegraben hatte, daß es ihm an den Nabel ging, da stieß er mit der Schaufel auf ein Gemäuer von Backstein. Das schien ihm nicht passend, und er grub auf einer anderen Stelle. Kaum hatte er aber hier eine Weile gegraben, so stürzte mit fürchterlichem Rollen

und Getöse etwas unter ihm zusammen. Vor Schreck flog er wie von selbst aus der Grube heraus.

Ein anderer Mann sah hier fünf Schritt vor sich ein blutrotes Kind zum Wasser gehen und mit einem Male verschwinden. Er würde es selbst nicht glauben, wenn er es nicht mit eigenen Augen gesehen hätte. Die Leute meinen, dort müsse was stecken.

6. Der schwarze Pudel.

Nicht weit von Blumenfeld grub ein Mann am Abend eifrig einem Geldfeuer nach. Er fand einen Wezstein und legte ihn beiseite. Bald darauf sah er einen schwarzen Pudel fortlaufen, da war auch der Wezstein verschwunden. Der Mann sah bald die Nutzlosigkeit seiner Arbeit ein und ging weg. Am andern Tag suchte er vergebens Spuren seiner nächtlichen Arbeit: die Grube war verschwunden. —

In Alt-Weimar bildete sich im Anschluß an einen Kurgan, in dessen Gipfel eine Grube klappt, folgende Sage: eine Räuberbande, die eine goldbeladene Tartscha*) mit sich führte, wurde von Militär verfolgt. Auf dem Küppel zerbrach die Achse und der Räuberhauptmann, ein Schwarzkünstler, verwünschte die Tartscha mit dem Golde, daß sie in die Erde versank. Die Grube soll die Stelle zeigen. Diese Geschichte ist besonders wertvoll: sie enthüllt das geringe Alter der Sage, denn die Grube ist eine Hinterlassenschaft des scheppen Gerlach.

Die Motive der Sagen und der abergläubischen Phantasiegebilde unterliegen örtlichen Schwankungen: an der Wolga (Straub) wüten die Hexen und „Alpche“, an der Kuba (Morgentau, Blumenfeld) herrschen gespenstische Tiere (Hunde, Ziegen, Schweine u. a.) vor, am Torgun treiben Geldfeuer und Irrlichter am öftesten ihr Unwesen.

Das gespenstische Treiben weist ferner zeitliche Schwankungen auf: ein Auf und Nieder der trüben Flut des Aberglaubens. So drohte z. B. im verfloffenen Sommer das nächtliche Umherspulen von „Irrwischen“ (Irrlichtern) bei Alt-Weimar überhand zu nehmen. Ein Bauer, dessen Grundstück und Gehirn die beliebtesten Tummelplätze des ganzen Teufelszeuges waren, ließ die in der Umgegend arbei-

*) Leichtes, einbänniges Fuhrwerk

tende archäologische Expedition ersuchen, doch auf seinem Lande nachzugraben.

Wie steht es nun mit der Lebensfähigkeit des Aberglaubens in den Wolgakolonien?

Im allgemeinen kann gesagt werden, daß der Aberglauben in dem Maße abnimmt, wie

Bildung und Aufklärung zunehmen. Während z. B. in größeren und fortgeschritteneren Dörfern schon ein ziemlich nüchterner neuzeitlicher Geist herrscht, sind kleinere zurückgebliebene Dörferchen noch ziemlich stark vom Wunder- und Aberglauben befangen.



Gegen den Strom.

Erzählung von Walter Born.

(Fortsetzung).

An einem schwülen Juliabend saß man bei einer Flasche Brantwein im Kolonieamt, zu der der Schreiber den Zubiß gestellt hatte. Franz Andreitsch erzählte während der Zwischenpausen zwischen dem Spiel des Grammophons und den eigenen Tuscheln, daß die Zeitungen bedrohliche Nachrichten enthalten. Serbien und Oesterreich werden wahrscheinlich aneinander geraten. Und Wilhelm wird gewißdem „weisen“ Kaiser helfen.

Während man sich so unterhielt, klopfte es plötzlich am Fenster, das außer den geschlossenen Läden noch mit einem Vorhang verhängt war. Eine hastige Unruhe fuhr durch alle hindurch. Franz Andreitsch und der Schreiber bemühten sich mit den andern Männern, alle sichtlichen Reste des lustigen Gelages beiseite zu schaffen, während der Vorsteher dem späten Ruhestörer die Tür öffnete. Schweigend trat ein Gensdarm ein, der dem Schreiber einen roten offenen Brief in seinem Buche hinreichte. Als der Schreiber das Paket herausnahm, vermochte das scharfe Auge Franz Andreitschs die große Aufschrift „По мобилизации“ darauf zu lesen. Der Gensdarm sah sich derweilen die Gesellschaft an und sog die ihm verdächtig scheinende Luft mit der Nase ein und meinte endlich zum Vorsteher, er würde sehr dankbar sein, wenn man ihn auch die Kehle ausgurgeln lassen wollte.

„Shto ti, shto ti?“ sagte der Vorsteher ängstlich.

Lächelnd drohte ihm der Gensdarm mit dem Finger, und Fränzel holte ihm von dem Labfal. Danach entfernte sich der Gensdarm unverzög-

lich. Der Vorsteher begleitete ihn und verriegelte die Türe wieder.

„Die „Сapasne“ werre gefodert“, sagte der Schreiber, als der Vorsteher wieder zurückgekehrt war und alle Augen sich auf das verhängnisvolle rote Papier geheftet hatten; „mir misse heit Nacht noch die Spiske sammestelle, die misse sich bis dr 20. beim Woinsker Ratschalnik melde.“

„Got ich mrn des net gleich gedacht“, sagte der Better Adam, der Kirchenvorsteher; „mei Ahnung hot mich noch net betroge!“ Und bei diesen Worten hob er den Zeigefinger bedeutungsvoll in die Luft.

Aber niemand wollte mehr auf ihn achten: alle waren von der aufregenden Neuigkeit verblüfft. Der Vorsteher und der Schreiber waren mit der Frage beschäftigt, wie jetzt alle am schnellsten eingeladen werden könnten; denn viele waren schon in die Ernte gemacht, und andere hatten sich in fremde Dörfer in die Ernte verdingt. Bald kochte die Arbeit im Kolonieamt, und Fränzel half mit.

Am nächsten Tage verbreitete sich die Neuigkeit mit Windschnelle im ganzen Dorf und versetzte es in fiebernde Aufregung. Reitende Boten stoben nach allen Himmelsrichtungen. Eine unnatürliche Hast und ein Zittern der Finger verriet, was der trotzige Blick zu verbergen suchte. Notgeweinete, tieftraurige Frauenaugen folgten dem Manne, der seine Menschennatur durch schnelle Flucht vor seiner weicheeren Frau zu verbergen suchte. Die wenigen Stunden, die den Scheidenden noch verblieben, vergingen in unbewußtem Zustande, und doch prägten sich diese letzten Stunden wie Flammen-

schrift tief und auf lange, auf immer in die aufgeregten Gemüter.

Waldhausen war der Mittelpunkt, wo sich die Abfahrenden alle versammelten und die von weither Kommenden ihr Vieh fütterten.

Und als die ersten der langen Wagenreihe mit einem großen Staubaufwirbeln und dem Gesang des Liedes: „Jesu, geh voran!“ das Dorf verließen, da wurden der Schmerz und die Tränen erst recht fühlbar und unermeßlich.

Hier konnte sich die verschämte Frau, die es früher niemals über das Herz brachte, ihrem Manne im Beisein anderer eine Zärtlichkeit zu erweisen, nicht von dem Scheidenden losreißen; dort mußten alte Eltern allen ihren Söhnen den letzten Abschiedsgruß nachwinken. Weiter hielt ein Vater sein Kleinstes auf dem Arme und konnte trotz der ungeheuren Anstrengungen dem Lauf der Tränen keinen Einhalt tun. Ob und wie sie sich wieder sehen werden. . . Wer weiß?

Wer möchte sich jedoch unterstehen, daß Meer von Schmerz und Herzeleid mit Worten auszuschöpfen? Der Pastor hatte auch nur Worte, Worte sowohl für die Scheidenden, wie auch für die Zurückbleibenden, falsche und heuchlerische Worte von einem gerechten, gottgewollten Krieg.

Doch die Ernte ließ sich auch durch das Meer von Schmerz und Trübsal nicht verschieben. Aber eine traurige Ernte war's. Alle Sinne und Gedanken hingen an den Lieben in der Ferne. Beim „Saalerknippe“ hörte man keinen lustigen Gesang mehr; denn jetzt bedurfte es keiner aufreizenden Mittel mehr gegen den Schlaf. Auch während der kurzen Ruhepausen von 2—3 Stunden, die man sich in dieser heißen Arbeitszeit gönnte, wollte der Schlaf nicht kommen, bis der übermüde Körper dem aufgepeitschten Gemüt nicht mehr folgen konnte. Dann verfiel man in einen kurzen, ruhelosen, von allerhand bösen Traumbildern gequälten Schlummer. Eine traurige Ernte war es in diesem Jahr!

Auch von Fränzel mußte ein Bruder hinaus ins Feld. Für Fränzel selbst hatte Friedrich Jakttsch noch gesorgt, der zu jener Zeit in die Kommission zur Uebernahme der Rekruten gehörte. Fränzel war nämlich so krank, daß er gar nicht vor der Kommission zu erscheinen brauchte und ein weißes Billett bekam.

Aber Arbeiter und Aufseher bei der Arbeit hatte die Familie Keilholz auch jetzt noch ohne Fränzel genügend. Der größte „Krakeeler“ gegen die Faulheit und die Herrschaftlichkeit Fränzels war jetzt fort. Fränzel fühlte im Innern sogar eine Erleichterung, seitdem der Karl in den Krieg gezogen war.

Im Dorf verspürte man jedoch einen großen Mangel an Arbeitskräften. Better Adam beklagte sich sehr:

„Nu war ich jetzt schon zehn, fufzehn Johr net mehr uf dr Kalmuckestepp, un jetzt in die alte Tage muß ich wider beigreiwē. Un des fällt am jo so schwer!“

„Des is zu traurig,“ sagte Heinrich Keilholz zu seinem Sohn, als er einst zu ihm in die Bude kam, „wammer dene Weibslait mitzuguckt, wie die sich do romquäle!“

„Des dauert net mehr lang,“ gab Fränzel zurück; „der Deitsche hot se bis Weihnachte all zu Noß un Regel gschlage, un dann gebts e End.“

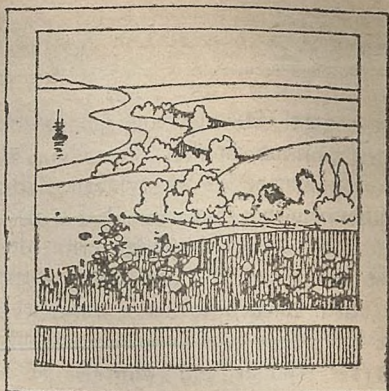
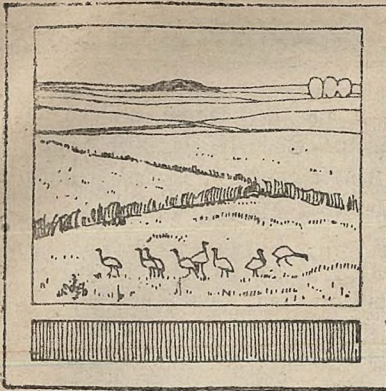
„Mr wolle jo hoffe, daß es ball e En gebt“, sagte der Alte schon mehr zu sich selbst.

Aber die Zeit verstrich, und die entscheidenden Siege blieben aus. Es kamen schon Verwundete zurück, die so manches über die Wunder der Deutschen zu erzählen wußten, aber der Krieg dauerte doch an. Es wurden noch immer solche rote Pakete mit der Aufschrift „По мобилизации“ in alle Koloniekämter geschickt. Bald kamen die „rotbilletne Ratnife“ an die Reihe, später wurden auch sogar die „Blaubilletne“ genommen. Und der Krieg wollte noch kein Ende nehmen. Die Waren wurden schon weniger und teurer, und Fränzel wußte nicht mehr, wieviel er nehmen sollte, um an seinen Waren zu verdienen; denn bis er frische ankaufen wollte, waren sie teurer, als er seine vorigen verkauft hatte. Und noch wollte der unselige Krieg kein Ende nehmen. Aber in Waldhausen hoffte man; von einer Mobilisation tröstete man sich bis zur anderen.

(Fortsetzung folgt.)

Berichtigung.

In dem Aufsatz „Zur Frage des ersten Beses- und Schreibunterrichts“ hat sich in den Teil, der in der vorigen Nr. abgedruckt ist, ein sinnstörender Fehler eingeschlichen. Auf Seite 708 rechte Spalte, Anfang der zweiten Zeile von unten steht d e n K l e i n e n, muß aber heißen d e m B e h r e r.



A. Veer.

Naturbilder aus unserem Gebiet.

Lady.

Skizze von P. Sinner.

(Schluß)

Wenn meine Frau im Laufe des Sommers ausging, mochte sie immer gern mit. Wenn sie aber zu unserem hundescheuen Freunde wollte, mußte sie das Tier zu mir ins Arbeitszimmer sperren. Ich saß gewöhnlich und schrieb. Sie saß vor mir, trauernd, daß ich inniges Mitleid mit ihr fühlte. Wenn ich sie ansah, bettelte sie mit dem Blick und wedelte mit der herrlichen Rute. Manchmal hielt ich es nicht aus, ging mit ihr hinaus vors Tor. Sie stink vor mir her, streckte die Nase ganz in die Luft, rechts, links, geradeaus, dann eins, zwei, drei mit der Nase auf der Erde herum und heidi! — der Spur nach. Vorwärts ging's geradeswegs dahin, wo die Frau zuerst war, und weiter, wo sie dann war, bis dorthin, wo sie zuletzt weilte. Das alles ganz ohne Fehler. Und wenn sie sie hatte, sprang sie ihr auf den Schoß und freute sich wie ein anhängliches Kind, das seine Mutter aufgefunden hat.

Meine Frau hing auch selbst an ihr wie an einem Kinde, denn sie war unter anderem ein idealer Wächter im Hause, klug und wachsam ohnegleichen. Und da ich viel fern vom Hause weilte, war diese gute Eigenschaft der Lady meiner Frau besonders teuer und wertvoll.

Sie hatte aber auch manchen Charaktermangel, unsere Lady. Der Umstand, daß man dem Fox sowohl, als der Bulldogge die Rute abschneidet, wenn sie zur Welt kommen, mag diesen Rassen das Fehlen der Rute zur zweiten Natur gemacht haben. So war auch das größte Mergernis unserer Lady ihre eigene Rute. Stundenlang konnte sie mit wut-

vollem Bellen herumkreisen und mit den Zähnen nach ihrer Rute fangen. Wir hatten sie ihr nicht abgeschnitten. Die Leute rieten uns, das jetzt noch zu tun, sonst würde sie uns noch toll. Ich verbot es ihr, bestrafte sie. Alles umsonst. Wir mußten sie gehen lassen.

Ein zweiter Charakterfehler war ihre Nervosität. Musik wirkte schaudererregend auf sie. Sobald jemand ein paar Akkorde nahm, heulte sie los. Radfahrer brachten sie noch mehr außer Fassung, zumal wenn sie tuteten. Und erst die Autos! Ihnen mußte sie außer Fassung nachrennen, vorausseilen und sie anbellern, bis sie nicht mehr konnte. Da half Schelten und Schlagen am allerwenigsten. Dieser Haß gegen die Autos wurde ihr zum Verhängnis. Einmal lief sie wütend einem Auto nach und voraus, versah sich aber und kam unters Rad. Es ging ihr über den Kopf und drückte ihr ein Auge heraus. Da kam meine Frau mit ihr angerannt, hatte sie in den Armen und weinte bitterlich. Hinterher die brüllenden Kinder. Wer sie schnell nehmen und in die Klinik tragen mußte, war ich. Dort wurde ihr das Auge entfernt. Nach ein paar Wochen brachte ich sie einäugig, aber gesund heim. Die Kinder hatten aber die einäugige Lady noch so lieb wie vorher und, ich muß es gestehen, wir Alten auch.

Da kamen schwere Zeiten. Hunger, Glend zogen auch in unser Heim ein. Es wurden in Petersburg sämtliche Hunde und Katzen weggefangen, geschlachtet und geessen. Krepierte Pferde wurden im Nu auf der Straße zerkleinert, weggetragen

und verzehrt. Als wir uns gar nicht mehr recht halten konnten, wollte ich die Lady weggeben. Aber da war nichts zu wollen. Alle jammerten und flehten um Gnade, auch die Lady selbst. Ich mußte sie lassen. So teilten denn die Meinen den letzten Bissen Brot, das letzte Stück Hering mit der Lady. Schließlich war's nicht mehr auszuhalten. Alle die Meinigen waren hungerkrank, hatten Ruhr, Skorbut, schwellen an. Ich mußte mich rasch entschließen und sie an die Wolga bringen. Da die Bahnen

aber schauderhaft überlastet waren, mußten wir die Lady zurücklassen. Das kostete viel Kampf und Tränen. Die Kinder gaben sie einem Freunde, der noch Brot hatte. War das ein Abschied! . .

Nun sind 4 schreckliche Jahre seitdem verfloßen. Wir wissen nicht, was aus unserer Lady geworden ist. Aber sie weilt immer noch lebend in meiner Familie, nimmt regen Anteil an den Spielen meiner Kinder.



Miezthens Los.

Von R. B.

Die Weihnachts- und Neujahrsferien 1913—14 waren herangekommen, und da das große russische Dorf K.-K., in dem ich als Lehrer diente, nicht weit von meinem Heimatdorfe G. gelegen ist, hatten wir, nämlich meine Frau und ich, schon einige Zeit vorher beschlossen, mit unsern zwei Kindern, einem Buben von drei Jahren und einem Mädchen von etwas über einem halben Jahre, unsere Verwandten und Freunde im Heimatdorfe zu besuchen. Wir machten uns also an einem schönen Morgen, noch paar Tage vor Weihnachten, bereit und begaben uns, nachdem wir das Haus gut verschlossen hatten, mit den Kindern rechtzeitig zum Bahnhof, wo wir noch eine gute Weile warten mußten, bis der Zug eintraf. Schon vor dem Eintreffen des Zuges hatte ich die Fahrkarten gelöst, und so stiegen wir, als er an dem Bahnsteig stille hielt, sofort ein. Nach etwa einer halben Stunde setzte sich das eiserne Dampfroß mit seinen häuschenähnlichen Wagen in Bewegung und hatte bei immer zunehmender Geschwindigkeit bald die Station U erreicht, wo es wieder ungefähr eine halbe Stunde anhält. Mit der früheren Geschwindigkeit brachte es uns dann auch zur Station N., von der, wenn auch nicht der kürzeste, so doch der bequemste und belebteste Weg nach G. führt. Deswegen stiegen wir schon bei N. aus. Im Handumdrehen saßen wir auf einem bereitstehenden, mit zwei Pferden bespannten, geräumigen „Kastenschlitten“, den unsre Verwandten eigens für uns geschickt hatten, da wir sie einige Zeit vorher über unser Kommen verständigt und ersucht hatten, uns eine Fuhre zu besorgen.

Nun ging es in munterem, schnellem Trab dem Heimatdorfe zu. Wie erquickend war diese Fahrt an dem schönen Wintertage, in der reinen freien Winternatur! Wir hatten uns in die „große Pelzer“ eingehüllt, die uns ebenfalls geschickt worden waren, und fühlten nicht das leiseste Krabbeln von Frost. Meine Frau hielt das kleine Mädchen, das den ganzen Weg schlief, warm im Pelz und ich meinen Hans, der anfänglich seine Nase naseweis aus dem Pelz hervorstreckte, dann aber auch in Schlaf versank. Ich war eben im Begriff, seinem Beispiel zu folgen, eigentlich schlummerte ich schon halb, als der Fuhrmann zu johlen, zu strampeln und die Luft mit den Armen zu prügeln begann.

„No was is dann los?“ fragte ich verwundert.

„Ei n Has, n Has! — Sieht Ihr n dort springe?“ —

Ja, da war ein Hase los, der vor dem entsetzlichen, aus Pferden, Schlitten und Menschen bestehenden Ding, was hast du, was kannst du, Ferkelgeld gab. Nach einigen Minuten war er unsern Blicken entschwunden.

„No mach nor die Aue widder zu un bejah alles!“ foppte meine Frau.

„Ja, wu is jez mei Schlof! Der is vor schwunn, grad wie der Has.“ —

„Der werd n aach mitgnomm han.“ —

„Ich glaab selwer.“ —

„Sei nor zufriede, ball sin mir in G.“ —

„Ich schlof jo net mehr; drum trau mr nor zu, daß ich aach merk, wu mir dran sin.“ —

Es währte auch tatsächlich nicht mehr lange, und wir bogten in die „Kerchstroß“ von G. ein. Der Fuhrmann trieb nun die Pferde, um sich bei seinen Mitbewohnern keine Blöße zu geben, zu noch rascherem Trab an, und in paar Minuten hielten wir vor dem Tor meiner Schwiegereltern.

So angenehm die Fahrt war, so herzlich war auch der Empfang. Sogar die alte Kaze, die meinen Vuben noch vom Sommer her zu kennen schien, rieb sich schnurrend an ihn. Das gab aber den Anlaß dazu, daß uns die Freude des Wiedersehens mit den Verwandten sehr vergällt wurde.

„Wievle Zeit! des arme Kätzje!“ rief meine Frau beim Anblick der Kaze ihrer Eltern.

„Welles Kätzje?“ fragte ihre Mutter, die nicht begriff und nicht begreifen konnte, worum es sich handelte.

Wir aber fuhr ein gewaltiger Schreck durch alle Glieder. Das arme Kätzchen!

„Was haste dann mit me Kätzje?“ fragte die Schwiegermutter noch einmal, als meine Frau auf deren erste Frage nicht sogleich antwortete.

„Ei mir han uns n Kätzje bei unsre Bekannte in K.-K. ghol, un des is jez ingichloß un hat mir zu fresse un zu fause. Des arme Ding vorhungert, bis mir zurückkumme.“ —

„Gell, ihr hätt aach kee Mais im Haus? —

„No nee.“ —

Alle beklagten mit uns das Los des Kätzchens.

„Was helfst do alles Klae! Ich fahr morje oder iwermorje wieder naus nooch K.-K. un tra des arme Dingelje zu unsre Bekannte. Dort kann's bleiwe, bis die Feiertage rum sin un bis mir wieder nauskumme.“ — Ich hatte vollen Ernst.

„Wie alt is s dann schun?“ fragte die Schwiegermutter nun.

„No des werd ball n Johr alt sin,“ versetzte meine Frau.

„Do vorhungerts net,“ meinte die alte Frau, und zu mir gewandt, fügte sie hinzu: „Un do is aach unnetig, daß du dir den miehseilige Weg un Unkoste machst. So n Kätzje is aach net wert, daß mir sich so sorgt un mieht um s, wie um n Mensch.“

„Sie wußte nicht, was das „Miezeje“ für unsern Hans und auch für uns, seine Eltern, bedeutete

Seit das Miezechen im Hause war, brachte Hans meine Bücher nicht mehr so oft „in Ordnung“ wie vorher und richtete auch sonst nicht mehr so viel Unfug an. Wenn er nun in meiner Abwesenheit nicht mehr die Hefte meiner Schüler aufsuchte, um sie an meiner Stelle zu „korrigieren“, oder in

Abwesenheit seiner Mutter dem kleinen Mädchen keine Kuchenbrocken mehr in das Mündchen steckte, wenn es laut und anhaltend nach der Mutterbrust verlangte, so war das nicht allein dem Umstand zuzuschreiben, daß wir vorsichtiger geworden waren, sondern auch der Anwesenheit der neuen Hausgenossin, Miezechen genannt, die ihm als die lebendigste seiner Spielsachen am liebsten war, lieber sogar als der Kappe, den man so schön hin- und herfahren konnte, und als der mausfarbige Esel, der immer mit dem Kopfe nickte, wenn er an sein Trüglein geführt oder überhaupt nur angerührt wurde.

Noch mehr als das alles fiel die Pflicht, die man auch den pflegebefohlenen Tieren gegenüber hat, in die Waagschale.

„Des verhungert net, do brauchst de dir kee Koppvorbreche zu mache“, suchte man mich immer zu beruhigen.

„Ich denk jo aach net, daß s verhungert, awer was for Hungerqual werd s austehje misse, des arme Dingelje“, wandte ich meinerseits ein.

Einerseits der kostspielige Weg und andererseits das eindringliche Zureden der Verwandten und auch meiner Frau brachten es dahin, daß ich vorderhand zu bleiben beschloß.

„Awer mir fahre dann frieher zurück, als wie mir im Sinn hatte“, war mein fester Entschluß.

Die ganzen Feiertage hindurch drückte mich der Gedanke an das arme Tierchen. Sogar bei interessanter, lebhafter Unterhaltung, bei Spiel und Vergnügen erinnerte ich mich immer wieder an es. Aber ich ließ mich doch halten.

So vergingen Weihnachten und Neujahr. Am 3. Januar sollte der Rückweg angetreten werden. Da erhob sich ein wilder Schneesturm, der zwei Tage anhielt. Wir blieben also noch zwei Tage an Ort und Stelle. Dann ging es aber fort, so schlecht auch noch der Weg war.

Je mehr wir uns K.-K. näherten, desto mehr stieg meine Unruhe; meine Frau machte sich auch viele Sorgen um das Miezechen.

„Du hättst mich solle fahre losse.“ —

Sie schwieg.

In K.-K. angekommen, eilten wir, so schnell es ging, nach Hause.

Auf unserem Hofe wohnte noch eine Familie, deren Kinder eben im Hofe spielten.

„Kinder, habt ihr nicht unser Kätzchen am Küchenfenster gesehen?“ —

An dem Küchenfenster allein waren die Baden nicht geschlossen worden.

„Ja, wir haben es fast alle Tage lange auf dem Fensterbrett sitzen gesehen, nur gestern und heute nicht. — Euer Käzchen ist aber so mager, so mager.“ —

Mir lief salziges Wasser im Munde zusammen.

„Ach, Kinder, hätte nur euer Papa das Türschloß zerbrochen und das Käzchen herausgelassen!“ —

„Ja, wir haben s ihm auch gesagt, aber er hat gesagt: Wir haben kein Recht dazu.“ —

In fieberhafter Eile wurde aufgeschlossen, und im nächsten Augenblick befanden wir uns im Innern des Hauses und suchten und riefen: „Miezje, Miezje.“

Auch der Hans lockte: „Miezje, Miezje!“

Langsam und traurig kam das Tierchen unter Hansens Bettchen hervor, in dem es fast jede Nacht bei ihm lag.

Wie sah das arme Tierchen aus!

Ein Skelett, mit Haut überzogen.

Ich kann es nicht beschreiben, wie uns zu Mute war.

„Schnell, schnell, Anna, bißje Milch und weiches Weißbrot!“ —

Es wurde besorgt.

„Nein, nein, nicht so viel! Erst ganz, ganz wenig und dann immer bißchen mehr, sonst stirbt es erst.“ —

Das Miezchen leckte bloß an der Milch, schüttelte sich und ging dann zur Seite.

Hans wollte es wie sonst auf den Arm nehmen und spielen mit ihm.

„Nein, mein Bube, wir setzen es auf den Ofen.“ — Dieser war inzwischen angeheizt worden, strömte aber vorläufig noch keine Wärme aus, so daß ich es, nachdem ich es draufgesetzt hatte, wieder herunternahm und vorn in meine Rockschöße

wickelte. Ueberhaupt mußte ich gar nicht, was ich dem Käzchen alles tun sollte.

Unter den eifrigsten, zärtlichsten Bemühungen um das Tierchen verfloß der Rest des Tages. Das Tierchen fraß aber nichts.

Am andern Tage kam meine Frau zu mir und sagte: „Hör' mal, ich mein' immer, das Käzche ist toll geworden. Hack' ihm den Kopf ab! Der Hans kann nicht von ihm bleiben, und da kann noch das größte Unglück geschehen.“

Ich wehrte mich aus allen Kräften dagegen und erklärte, daß die Tiere nicht durch Hunger, Hitze und dgl. toll werden, wie man häufig bei uns annimmt, sondern nur durch den Biß eines andern, eines tollten Tieres.

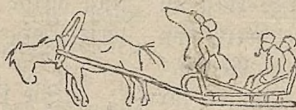
Alles half nichts.

„Dann hat es vielleicht eine andere Krankheit. Es sieht ja zu erbärmlich aus, und wenn 's auch nicht krank ist, aus dem wird doch nichts mehr. Hack' ihm den Kopf ab!“ —

„Du weißt doch, daß ich kein Tier schlachten sehen, viel weniger noch selbst eins schlachten kann. Also laß mich damit in Ruhe!“ —

„No ich weeiß, was ich tu', ich lass' ihm vom Holzhauer den Kopf abhacken; dann ist das arme Dingelchen sein Kreuz los.“ —

Das tat sie auch, ohne dem Hans ein Wortchen davon zu sagen. Das war auch gut, sonst hätte es noch mit dem Knirps eine schlimme Szene gegeben; denn er hing allzu sehr an ihm und konnte es lange nicht vergessen. Wie oft rief er noch nachher: „Miezje, Miezje!“ Aber das Miezchen war fort, fort auf immer. Auch meiner Frau und mir ging das Käzchen, wenn es auch ein ganz gewöhnliches Tierchen war, noch lange nach, und wir machten uns oft bittere Vorwürfe darüber, daß wir an seinem beklagenswerten Los schuld waren. So etwas soll nicht mehr geschehen!



Im Verlage der Zeitschrift

„Unsere Wirtschaft“

er s c h i e n e n :

In deutscher Sprache:

**Bäume und Sträucher unserer
deutschen Volgakolonien**

Von G. Meyer.

85 Seiten. Preis **60** Kop.,
mit Uebersendung **65** Kop.

**Zur Geologie des Gebiets der
Wolgadeutschen und dessen
nächste Umgebung.**

23 Seiten, mit einem Kartogramm
der Funde und zwei paläontolo-
gischen Tabellen.

Von Bergwerkingenieur A. Busik.

Preis **30** Kop.
mit Uebersendung **35** Kop.

„Unsere Emigranten“

Von G. Dummier.

63 Seiten. Preis **25** Kop.
mit Uebersendung **30** Kop.

In russischer Sprache:

**Житняк и его культура на
Юго-Востоке Европейск. России.**

Состав. П. Н. Константинов.

66 страниц

Preis **30** Kop.
mit Uebersendung **35** Kop.

**Борьба с засухой по данным
Краснокутской опытной станции.**

Состав. П. Н. Константинов.

71 страница.

Preis **50** Kop.
mit Uebersendung **55** Kop.

**Меннониты Кеппентальского
района Обл. немцев Поволжья
в бытовом и хоз. отношении.**

С 14 рисунк., одним планом и
19 диаграммами.

Состав. В. Г. Зюрюкин.

212 страниц.

Preis **2** Rbl.
mit Uebersendung **2** Rbl. **20** K.

Bestellungen sind zu richten an die Geschäftsführung der
Zeitschrift „Unsere Wirtschaft“,

Бокровск, Коммунаренплац Nr. 4.

Achtung!

Achtung!

Das Abonnement
für das Jahr 1925 auf die illustrierte Zeitschrift
„Unsere Wirtschaft“

(4. Jahrgang) ist eröffnet.

Auch im 4. Jahre ihres Bestehens wird die Zeitschrift bestrebt sein, ihren Lesern reichhaltiges und allgemeinverständliches Material zur Belehrung und zur Unterhaltung zu bieten. Die wichtigsten Tagesfragen finden eine umfassende und zusammenhängende Beleuchtung. Die Aufsätze über die Landwirtschaft werden sich hauptsächlich auf die Ergebnisse der Versuchsanstalten unserer Gegend stützen. Außerdem findet der Leser in der Zeitschrift Aufsätze über die verschiedensten Zweige der Wirtschaft und der Wissenschaft, sowie auch Erzählungen, Gedichte und andere Unterhaltungslektüre für Erwachsene und Kinder.

Jeder Leser erhält in einem Jahr 24 Nummern mit ungefähr 750 Seiten Textes.

Die kostenlose Beilage „Naturbilder aus unserer Republik“, in der das Tier- und Pflanzenleben unserer Gegend anschaulich geschildert wird, wird womöglich auch im Jahre 1925 beibehalten bleiben.

Für unseren Lehrer sorgt die Zeitschrift besonders, indem sie eine pädagogische Beilage zu jeder Nummer gibt, worin er seine Räte besprechen und neue Wege in seiner Arbeit anbahnen kann. — Diese Beilage gibt etwa 100 Seiten jährlich.

Außerdem bekommt jeder Besteller, der den ganzen Bezugspreis im Voraus einträgt, noch eine kostenlose Beilage „Bäume und Sträucher unserer deutschen Wolgakolonien“ von Prof. E. Meyer.

Ungeachtet dessen, daß die Zeitschrift durch die pädagogische Beilage erweitert wird und eine kostbare Beilage gibt, haben wir die Möglichkeit, den

Bezugspreis für das neue Bezugsjahr auf 4 Rubel jährlich, 2 Rubel halbjährlich und 1 Rubel vierteljährlich herabzusetzen.

Derjenige unserer Besteller, der uns 5 neue Leser in den kleinen Dörfern, 10 in den größeren Ortschaften und Kantonzentren und 20 in den Städten unserer Republik zuführt, bekommt ein Freiemplar für jeden Leserkomplex.

Den Jahresbestellern, die die Möglichkeit nicht haben den ganzen Betrag gleich einzutragen, gibt die Redaktion folgende günstige Zahltermine: Beim Versprechen 2 Rubel, am 1. März 1 Rubel und am 1. Juli 1 Rubel.

Armen Bauern,

die von ihren Dorfbehörden ein Zeugnis vorstellen, wird die Zeitschrift auf Kredit bis zum 1. Oktober Zahltermin abgelaufen.

Außerdem gibt die Redaktion **50 Freiemplare für arme fortschrittlich geknünte Bauern,**

die die Möglichkeit nicht haben die Zeitschrift zu verschreiben. Die Liste der Dörfer und die Verteilungsbedingungen werden nachträglich veröffentlicht werden.

Bestellungen sind zu richten: An die Redaktion „Unsere Wirtschaft“,
Pokrowsk, Kommunarenplatz Nr. 4.